



Nr. 68.

Preis: M. 1,20.

Schriften

des

Bereins für Reformationsgeschichte.

Achtzehnter Jahrgang.

Drittes Stück.

Gustav Adolf in Deutschland

1630 — 1632

von

Dr. Gottlob Egelhaaf

Rektor des Karls-Gymnasiums in Stuttgart.

Halle 1901.

In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,

H. Eckardt,

Pfleger für Schleswig-Holstein.

Dresden,

Justus Naumanns Buchhandlung,

Pfleger für Sachsen.

Quakenbrück,

Edm. Eckhart,

Pfleger für Hannover u. Oldenburg

Stuttgart,

G. Pregelzer,

Pfleger für Württemberg.



The Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA

/Gustav Adolf in Deutschland/
Gustav Adolf in Deutschland

1630 — 1632

DL
713
E35

von

Egelhaaf

Dr. Gottlob Egelhaaf

Rektor des Karls Gymnasiums in Stuttgart.

Halle 1901.

Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

Die hier dargebotene Arbeit will ein Versuch sein, den denkwürdigen Abschnitt unserer Geschichte, der sich an den Namen Gustav Adolfs knüpft, auf Grund der mir erreichbaren gedruckten Quellen in allgemein faßlicher Weise darzustellen. Das benutzte ungedruckte Material entstammt dem Ulmer Stadtarchiv, kommt aber gegenüber dem Umfang des gesamten Stoffes hier kaum in Betracht. An anderer Stelle (Deutsche Rundschau, Jahrg. 1900/01) ist es von mir unter dem Gesichtspunkte der Beziehungen Gustav Adolfs zu den Reichsstädten übersichtlich verarbeitet worden.

Ich habe mich in der vorliegenden Schrift redlich bemüht, die religiöse Würdigung des Auftretens des Königs mit der Nüchternheit politischer Betrachtung und den Anforderungen des Nationalgefühls zu vereinigen und durch eine unbefangene Darstellung der historischen Bedingtheit jener Zeit und ihrer Menschen den gewaltigen Stoff über den Parteistandpunkt zu erheben. Mir steht der „Löwe aus Norden“ in Kampf, Sieg und Tod lebhaftig vor der Seele; ich meine ihn zu sehen wie er war, heldenhaft, fromm, klug, milde und furchtbar: möchte es mir gelingen, ihn auch dem Leser ebenso lebendig zu machen.

Die Zeitangaben sind durchweg auf den Fuß des berichtigten, gregorianischen Kalenders gebracht.

Stuttgart, im Dezember 1900.

Gottlob Egellhaaf.

I. Kapitel.

Die Gründe des Krieges.

Die Prager „Defenestration“, der „Fenstersturz“ vom 18. Mai 1618, gab, zunächst für Böhmen und weiterhin für Deutschland, das Zeichen zum gewaltsamen Austrag religiöser und politischer Streitigkeiten, welche ungefähr seit einem Jahrhundert die Welt bewegten und durch den Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 nur für kurze Zeit verhüllt, nicht aber in ihrem Kern und Wesen auch nur annähernd ausgeglichen worden waren. Die Reformation hatte in Augsburg vermöge des den Ständen zugestandenen Reformationsrechtes die volle Freiheit der Entfaltung in den Gebieten der Laienfürsten erlangt; aber es war ihr durch den geistlichen Vorbehalt (das *reservatum ecclesiasticum*) Halt geboten worden vor den Grenzen der geistlichen Fürstentümer und durch § 27 des Friedens auch vor den Mauern der Reichsstädte. Jene Grenzen sollte sie niemals überschreiten dürfen: jeder geistliche Fürst, welcher zur Reformation übertreten würde, sollte sein Amt verlieren, und den Wahlkollegien sollte es — nicht geboten, aber — zugelassen sein, an seiner Stelle eine der alten Religion anhängige Person zu erwählen. In den Städten, „wo bisher beide Religionen im Gebrauch gewesen sind,“ sollte der Zustand, wie er beim Abschluß des Friedens gerade bestand, für alle Zukunft fortbestehen; die meisten Reichsstädte sollten also protestantisch sein, aber da und dort mit katholischem Gottesdienst für die andersgläubige Minderheit, und eine Anzahl sollte katholisch sein und bleiben. Indem nun die Protestanten thatsächlich den geistlichen Vorbehalt umgingen, durch Amtsverweser (Administratoren) ihres Glaubens eine Anzahl von Bistümern einnahmen und in den Städten, bei Rückgang der katholischen Minderheit, den

römischen Gottesdienst abschafften, wurden die Katholiken zur Abwehr aufgereizt und drangen auf Rückgabe der ihrer Kirche seit 1555 entfremdeten Gebiete und auf künftige strenge Einhaltung der Verträge. Aus diesem unverföhnlichen Gegensatz der Standpunkte erwuchs am Ende die Stiftung der zwei konfessionellen Bündnisse, der protestantischen Union 1608 und der katholischen Liga 1609, und indem die allgemeinen Verhältnisse sich in Böhmen wiederholten und durch die besondere politische Lage dieses Landes eine Zuspitzung erfuhren, kam es zu dem gewaltsamen Zusammenstoß. In dem hieraus sich entwickelnden Kampfe, der nach Art eines fressenden Feuers einen Teil des Reichs nach dem andern erfaßte, erlangte die katholische Partei, an deren Spitze Kaiser Ferdinand II. und der Herzog, bald Kurfürst, Maximilian von Bayern standen, Sieg um Sieg. Böhmen ward 1620, die Rheinpfalz 1622—23, der niedersächsische Kreis samt seinem Obersten, König Christian IV. von Dänemark 1626 niedergeworfen; die Heere des Kaisers unter Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, und der Liga unter Graf Tilly drangen bis nach Jütland vor; auf den Wällen von Rendsburg, auf denen von Alborg flatterten die kaiserlichen Fahnen: nur in Glückstadt und dem benachbarten Krempe hielten sich die dänischen Besatzungen. Jetzt trat der Kaiser mit dem Plan hervor, eine „Reichsadmiralität“, d. h. eine habsburgische Seemacht, an der Nord- und Ostsee zu begründen, wie das erstmals 1570 auf einem Reichstag in Speier angeregt worden war. Zu diesem Zweck wurden im Dezember 1627 Verhandlungen mit der Hanse eingeleitet und ihr ein Bündnis mit dem gesamten Haus Oesterreich vorgeschlagen, kraft dessen die drei Verbündeten — der Kaiser, König Philipp IV. von Spanien und die Hanse — durch eine gemeinsame Flotte den Niederländern die Ostsee sperren sollten — eine Art von verkleinerter Kontinentalsperre des 17. Jahrhunderts, bestimmt ein Volk zu ruinieren, dem Spanien sonst nichts anhaben konnte. Die Hanseaten, von denen Lübeck nach Pufendorf allein jährlich 50 Schiffe nach Spanien gehen ließ, sollten Gewebe, Taaue, Wachs und Natron nach Spanien führen und von dort Wein, Tücher, Gewürze und Salz holen: man verhiess ihnen davon, bei Ausschluß des niederländischen Wettbewerbs, der „holländischen Monopolen“, großen Gewinn: aber

sie sollten dafür sich ganz an das Haus Oesterreich anschließen und allen andern Bündnissen feierlich entsagen: Handelsvorteile sollten also mit Preisgabe der äußeren politischen Freiheit bezahlt werden. Mit der gemeinsamen Flotte sollte Kopenhagen erobert und der Sund in die Hand der Verbündeten gebracht werden, „damit das vorhabende Admiralat begründet sei.“ Nach den Niederländern, auf die es Spanien abgesehen hatte, sollte somit Dänemark, dem der Kaiser an den Hals wollte, an die Reihe kommen. Die Hanseaten waren doch zu klug, um ihren Kopf in diese Schlinge zu stecken, und sie haben schließlich, am 21. März 1628, dem Kaiser erklärt, sie wollten über die sonderbare neue Art des Handels, die ihnen vorgeschlagen werde, mit Zuziehung wohlerfahrener Handelsleute beraten und sich zu endgültiger Beschlusfassung am 1. September wieder versammeln: der Aufschub lief natürlich auf eine Ablehnung hinaus. Wallenstein ward am 21. April 1628 zum General des baltischen und ozeanischen Meeres (d. h. der Ost- und Nordsee) ernannt (er trug sich sofort mit dem Plan eines Nordostseefanals) und empfang am 30. April die Huldigung der Stände des ihm vom Kaiser übertragenen Herzogtums Mecklenburg. Nun ging er ohne die Hanse vor und erklärte Wismar zum Reichskriegshafen, legte am „Walfisch“ ein Arsenal an und gab 15, später sogar 25 große Orlog- (d. h. Kriegs-) Schiffe in Bau, vor allem das Admiralschiff „König David“, das mit 36 Kanonen bestückt ward. Der König Philipp IV. von Spanien leistete zur Reichsflotte eine Beihilfe von 200 000 Kronen. Mit Wismars Bewaffnung war der Feldherr aber nicht zufrieden; es galt die ganze Ostseeküste mit kaiserlichen Besatzungen zu besetzen, so jede feindliche Landung auszuschließen und alle Seestreitkräfte zur Verfügung des Kaisers zu stellen. Auch als die Durchführung des Flottenplans auf große Schwierigkeiten stieß, hielt Wallenstein doch an der Besetzung der Küsten fest. Auch Pommern, obwohl dessen greiser Herzog Bogislaw XIV. sich am Krieg gegen den Kaiser nicht beteiligt hatte, ward auf Grund des erzwungenen Vertrags von Franzburg, unter dem Vorgeben, daß es gegen Dänemark geschützt werden müsse, mit kaiserlichen Truppen überschwemmt. Wallenstein sprach als seine Absicht aus, „alle 28 Meerhäfen dieses Landes, keinen ausgenommen, zu besetzen und

zu befestigen.“ So ward denn auch die pommerische Stadt Stralsund aufgefordert eine Besatzung einzunehmen; die Klagen des Herzogs verhallten im Winde. Allein die Bürgerschaft, und unter ihrem Druck auch der Rat, waren entschlossen, „die wahre Religion augsburgischer Konfession und der Stadt Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen und keine Besatzung, von wem sie ihr auch zugemutet werde, innerhalb ihrer Ringmauern und Schlagbäume aufzunehmen.“ Als bald wandte sich Stralsund an die Hanse, und diese, welche soeben erst den spanisch-österreichischen Antrag abgelehnt hatte und in Stralsunds Schicksal das eigene vor Augen sah, verwilligte eine Summe von 15 000 Thalern. Auch ausländische Hilfe hat Stralsund jetzt in der Not angenommen, obschon mit schwerem Herzen, da man sehr wohl begriff, welche Gefahr dadurch der Freiheit der Stadt drohte, und wie ein solcher Schritt eine Loslösung von Kaiser und Reich bedeute, denen man auch im hohen Norden immer noch in Treuen anhing. König Christian IV. sandte drei Kriegsschiffe und vier Kompagnieen zu Fuß, im ganzen etwa 600 Mann, herüber und verhiess noch weitere Unterstützung. Aber neben ihm erhob sich noch ein anderer zur Rettung der Stadt, obwohl er nicht selbst angegangen ward: Gustav II. Adolf von Schweden.

Er zählte im Jahr 1628 erst 34 Jahre: am 19. Dezember 1594 geboren, war er am 19. November 1611 auf den Thron gelangt. Sofort sah er sich mit Dänen, Russen und Polen in Krieg verwickelt: überall hatte er Erfolg. Zuerst brachte er Christian IV. wenigstens dahin, daß er 1613 unter Herausgabe von Kalmar, Deland und Elfsborg Frieden abschloß; freilich auch Schweden gab seine Eroberungen heraus, verzichtete auf den strittigen Teil Lapplands, versprach eine Million Reichsthaler zu zahlen und willigte ein, daß Christian die dreifache skandinavische Unionskrone trage, aber unter Verzicht auf jeden Anspruch auf Schweden. Dann, 1617, nötigte Gustav den Zaren Michael zur Abtretung von Ingermannland und Karelien, wodurch Rußland von jedem Zugang zur Ostsee abgeschnitten und der Ring der schwedischen Provinzen von Finnland bis Esthland geschlossen wurde. Endlich entbrannte, nachdem wiederholt Kampf und Waffenstillstand gewechselt hatten, 1625 der offene Krieg mit Polen, dessen König

Sigismund III. — Gustavs leiblicher Vetter — ursprünglich auch rechtmäßiger König von Schweden gewesen, aber wegen seines katholischen Glaubens abgesetzt worden war: er hielt dessen ungeachtet an dem Titel eines Königs von Schweden fest. Der polnische Krieg machte Gustav zum Herrn von Livland mit Riga, der ersten Handelsstadt der Ostsee, ferner von Pillau, Braunsberg, Elbing, Dirschau, Frauenburg, Marienburg. Mehr und mehr schien sich der schwedische Besitz an den Ostseeküsten abzurunden, und das war es, worauf des jungen Königs auswärtige Politik vornehmlich gerichtet war: das dominium maris baltici, die Herrschaft über die Ostsee zu erlangen. Er meinte nicht die ganze Küste selbst einnehmen zu müssen; aber er hat es geradezu als ein uraltes, aus der Heiden- (der Gothen-) Zeit sich herschreibendes Recht der Krone Schweden bezeichnet, „über dieses Meer die Aufsicht auszuüben.“ Man begreift sofort, wie sehr diese Gedankenkreise durch das Vordringen des Kaisers an die Ostsee gestört wurden. Wallenstein hat wohl den Versuch gemacht mit Gustav zur gänzlichen Vernichtung Christians IV. sich zu verbinden. Der König begriff aber die in Dänemarks völliger Niederlage auch für Schweden liegende Gefahr zu gut, als daß er sich auf ein solches kurzfristiges Beginnen eingelassen hätte. Der Kaiser würde, einmal Dänemarks mächtig geworden, auch Schweden befreit haben: dann aber war nicht bloß die Aussicht auf die Herrschaft über die Ostsee verloren, sondern auch die politische und religiöse Freiheit des Landes bedroht. Mochte Ferdinand II. auch noch so oft in Abrede ziehen, daß er einen Religionskrieg führe, mochte er noch so sehr beteuern, daß er die augsbургische Konfession in ihrem auf den Reichsgesetzen begründeten Besitzstand nicht antasten wolle — es lag doch klar am Tag, daß er, auf das ständische Reformationsrecht und das Recht des Siegers gestützt, Böhmen und Oberösterreich mit Gewalt wieder zur katholischen Religion zurückführte, daß sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain, alles über ihn vermochte, daß sein endgültiger Sieg mit Notwendigkeit zur Vernichtung des gesamten „evangelischen Wesens“ führen mußte. „Wenn die Papisten ganz Deutschland unterwerfen, sagte Gustav, so werden die Jesuiten und Polen ebenso in Schweden dominieren wie die Spanier in Deutschland.“ So ge-

stellte sich zu dem politischen Moment das religiöse hinzu, und beide waren aufs engste verknüpft: mit der Reformation fiel Gustavs Thron: nur weil sie das protestantische Prinzip vertraten, waren sein Vater Karl X. und er selbst statt Sigismunds Könige von Schweden geworden. Der Kaiser erkannte Gustav in dieser Würde gar nicht an: er betrachtete ihn als Usurpator, ließ polnische Werbungen im Reich vornehmen und sandte 1627 eine Truppen-Abtheilung unter dem Herzog von Holstein unter kaiserlichen Fahnen dem König von Polen zu Hilfe; auch wurden schwedische Kaufleute in den vom Kaiser besetzten Häfen angehalten und ihre Waren mit Beschlag belegt.

Aus diesen Erwägungen heraus bot Gustav, als ihm von einem seiner Offiziere gemeldet wurde, daß Stralsund bei dem Rat von Danzig um Pulver gebeten habe, der Stadt aus freien Stücken seine Hilfe an und ließ alsbald 40 Zentner Pulver dorthin schaffen. Diese Sendung traf zur rechten Zeit ein; denn am 23. Mai 1628 legte sich der kaiserliche Feldmarschall Arnim mit 8000 Mann vor die Stadt, und die Belagerung hub an. Je härter die Drangsal ward — gelegentlich fielen wichtige Vorwerke, wenn auch nur für einige Zeit, in die Hände der Kaiserlichen — desto mehr wuchs die Bereitwilligkeit, wenn auch nicht des Rates, der von schweren Bedenken gequält ward, aber doch der Bürgerschaft, sich an Schweden anzuschließen; und die Stimmung der Masse hat schließlich auch den Rat mit sich gezogen. Am 30. Juni erschien ein schwedisches Geschwader mit 600 Mann vor der Stadt, und der überaus gewandte königliche Sekretär Philipp Sattler brachte am 3. Juli einen Vertrag zu stande, kraft dessen die Stadt sich zwar nicht, wie der König gern gesehen hätte, verpflichtete, „beständig und für ewig bei Ihrer Kgl. Maj. und der Krone Schweden zu verbleiben und sich ohne deren Wissen in keinen Vertrag mit dem Feind einzulassen;“ aber auf zwanzig Jahre ging sie doch ein solches Versprechen ein. Die „unterthänigste Verwandtnis, in welcher die Stadt in des Kaisers und des römischen Reiches Schutz und Schirm sich befindet,“ wurde dabei in Worten ausdrücklich gewahrt; aber thatsächlich erlangte Gustav doch die Schutzherrschaft über die Stadt; sofort nach Versiegelung des Vertrags landeten seine 600 Mann. Wallenstein erschien am

6. Juli selbst vor Stralsund: er soll auf dem Herwege in Prenzlau geäußert haben, wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte sie doch herunter: er vermaß sich, die bösen Vuben in Stralsund, die canaglia (Canaille) zum Gehorsam zu bringen. Aber die drei Tage nach einander wiederholten Stürme schlugen fehl; die Offiziere mußten schließlich die Mannschaften mit Schwertern und Partisanen zum Sturm treiben „wie die Schafe zur Schlachtbank“: es ging unter den Soldaten die Rede, vor Stralsund hole man sich den Rest. Am 27. Juli landeten 1500 Schweden unter Oberst Leslie, am 28. noch ein Regiment (die ungefähre Stärke eines solchen betrug damals 8—9 Kompagnieen zu je 250 Mann, also 2000—2250 Mann); auch Christian IV. verstärkte sein Kriegsvolk in der Stadt. Wallenstein hatte schon vorher die Hoffnung auf Sieg fahren lassen; kraft eines Vertrags, dem er am 21. Juli mit Herzog Bogislaw schloß, übernahm dieser (der der Gefügigkeit der Stadt freilich durchaus nicht sicher war, aber den Krieg, der immer mehr Feinde ins Land führte, unter allen Umständen beendigen wollte,) samt seinem Landtag Bürgschaft für das fernere Verhalten der Stadt, namentlich für „Abschaffung des fremden Kriegsvolks“ binnen eines Monats, und so konnte Wallenstein am 4. August ohne allzu große Demütigung abziehen. Aber er ließ nur von Stralsund selbst ab; in Pommern blieben 39000 Mann stehen, da der Generalissimus das Land gern zur Widerseßlichkeit gereizt hätte, um es zu seinem Herzogtum Mecklenburg zu schlagen, „dem es gewaltig glatt anstehen würde;“ und am 1. August 1628 ward das Land durch eine Landung Christians IV. mit 27 dänischen Kompagnieen und Schwadronen auf der Insel Usedom aufs neue gefährdet und die Notwendigkeit andauernder kaiserlicher Besatzung erwiesen. Zwar sprengte Wallenstein die dänische Streitmacht am 22. August bei Wolgast völlig auseinander und jagte den Rest samt dem König auf die Schiffe zurück. Aber von einer Räumung ganz Pommerns war jetzt bei Wallenstein natürlich weniger die Rede als vorher: er erklärte die Anwesenheit von mindestens 12000 Mann daselbst für unerläßlich, und so blieb auch die schwedische Besatzung in Stralsund, da nur der völlige Abzug der Kaiserlichen aus dem ganzen Land der Stadt völlige Sicherheit gewährt hätte. Formell ward diese Besatzung von dem König

von Schweden des Dienstes entlassen und als Mannschaft der Stadt angenommen: thatsächlich gehorchte sie Gustav. Ihre Zahl wird schließlich auf 9000 Mann angegeben, die der Einwohner von Stralsund auf 18000. Selbstverständlich hat Wallenstein soviel als möglich darnach getrachtet, dem König von Schweden die Niederlage, die er durch ihn erlitten hatte, heimzuzahlen. Als im Februar 1629 die Friedensverhandlungen mit Christian IV. in Lübeck begannen und der König von Schweden „wegen des Stralsundischen Wesens“ dazugezogen zu werden wünschte, schlug Wallenstein dies ab, da er vom Kaiser bloß zu Verhandlungen mit Dänemark ermächtigt sei, und Tilly schloß sich dem an: es wurde den Gesandten des Königs sogar untersagt den Boden des Reichs zu betreten. Gustav empfand das als eine Kränkung; „mit großer Schmach“, äußerte er, sind meine Gesandten abgewiesen worden.“ Handelte es sich bei diesem Vorfall nur um eine Unfreundlichkeit, für die sich zur Not ein Vorwand finden ließ, so war es dagegen eine That offener Feindseligkeit, daß Anfangs April Wallenstein in einem Augenblick, wo Gustav durch den Freiherrn von Krockerum, Sten Bjelke, mit ihm verhandeln wollte, dem Feldmarschall Arnim den Befehl zusandte, daß er dem König von Polen, der um vier Regimenter zu Fuß — jedes zu 3000 Mann — und 3000 Reiter gegen Schweden gebeten hatte, diese Hilfe leisten solle: der Befehl ward sofort in vollem Maße vollzogen. Schon im Juli 1626 war ein Eilbote des Königs, welcher an Ferdinands II. alten Gegner, den Wojwoden von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, Briefe überbringen sollte, in den kaiserlichen Landen angehalten, seine Papiere erbrochen worden: der König hatte hiefür bis auf diese letzte Zeit keine Genugthuung erhalten. Die Herzöge von Mecklenburg wurden in Lübeck von ihrem Verbündeten Christian IV. preisgegeben: alle Aussicht auf Rückkehr in ihr Land schien dahin zu sein: das verlegte Gustav, weil die Herzöge seine Verwandten waren und weil des Kaisers Feldherr damit ein wesentliches Stück der Ostseeküste festhielt.

Alle diese Dinge boten dem König von Schweden Anlaß genug zum Krieg, und er hat sich seit 1628, also seitdem der Kaiser mit seinem Plan auf die Ostsee hervortrat, mit dem Gedanken dieses Krieges getragen. Gewiß kann man sagen, daß ein

anders gearteter Monarch, einer, der die Menschen und die Dinge sich auf den Leib kommen ließ, noch lange keine Notwendigkeit gesehen hätte zum äußersten zu schreiten; Schweden selbst war noch nicht unmittelbar bedroht — Wallenstein schreibt einmal, er habe zwar dreizehn Schiffe, aber es fehlten ihm die Matrosen und die Kanoniere. Es ist nicht unmöglich, daß er in der Erkenntnis, daß der Flottenplan schließlich vor allem Spanien zugut kommen sollte, den Geschmach daran verloren und, um Mecklenburg desto sicherer zu besitzen, sich mit Dänemark dahin verständigt hat, daß dieses sich nicht mehr in die deutschen Dinge mischen und dafür alles Verlorene zurückhalten und vor weiterer Verfolgung des Flottenplans gesichert werden sollte; die Generalstaaten von Holland haben diesen Zusammenhang einmal angedeutet. Jedenfalls kommt der im Juni 1629 zwischen Christian und Ferdinand abgeschlossene Friede im Wesentlichen auf diese Lösung hinaus: Dänemark wird in seinem vollen Bestand hergestellt; aber der Kaiser bleibt Herr des norddeutschen Festlandes: die dänische Besatzung zog aus Stralsund ab. Es blieb also die Thatsache, daß das kaiserliche Heer an der Ostsee eine furchtbare Stellung inne hatte; daß der Kaiser den König von Polen als seinen Bundesgenossen betrachtete und unterstützte; daß er Gustav in amtlichen Schriftstücken demgemäß den Königstitel verweigerte; und es zeigte sich gerade jetzt, daß seine Absicht darauf gerichtet war, die evangelische Religion aus einem großen Teil ihres Besitzstandes zu verdrängen. Wohl hat der Kaiser, wie erwähnt, immer beteuert, daß er den Augsburger Religionsfrieden gewissenhaft achten werde und gewissenhaft geachtet habe: wo 1555 die evangelische Kirche schon bestand und wo sie seitdem in weltlichen Gebieten in Anwendung des ständischen Reformationsrechts gesetzmäßig errichtet worden sei, da stehe sie unter seinem und des Reiches Schutz. Aber ebenso bestimmt erklärte er als sein Recht nicht nur, sondern als seine Pflicht, die reichsunmittelbaren und reichsmittelbaren Güter, welche entgegen dem geistlichen Vorbehalt seit 1552, bzw. 1555 von den Protestanten in Besitz genommen seien, der katholischen Kirche zurückzugeben: dasselbe war die Ansicht der katholischen Liga, und am 6. März 1629 erließ Ferdinand das Restitutionsedikt, welches diese Rückgabe als eine strikte Forderung des Reichs-Rechts

anordnete. Kein Geringerer als der bewährte Präsident des Hofkriegsrats, Graf Rainold Collalto, der bevorzugte Vertrauensmann des Kaisers, hat von dem Edikt abgeraten, weil es einen schrecklichen Religionskrieg entzünden müsse, wovor der Kaiser bisher noch zurückgeschreckt war. Man kann die Frage auf sich beruhen lassen, ob wirklich das Recht des Kaisers zu einem solchen Edikt so fraglos feststand, wie er selbst glaubte: denn ohne allen Zweifel galt hier, auch wenn das Recht auf Seiten des Kaisers war, das Wort: *summum ius summa iniuria*, das formell beste Recht war thatsächlich das größte Unrecht: denn seit vielen Jahrzehnten waren nur einmal zwei Erzbistümer — Magdeburg und Bremen — und zehn Bistümer sowie zahlreiche Klöster in protestantischem Besitz, und sie jetzt wieder für die alte Kirche zurückzufordern hieß zahlreiche und gewichtige Interessen mit Füßen treten. Das Schlimmste aber war, daß der Kaiser für die neu einzusetzenden Kirchenfürsten das Reformationsrecht in Anspruch nahm, daß also in all den zu restituierenden Gebieten die Bewohner vor die schreckliche Wahl gestellt werden sollten, ihren evangelischen Glauben aufzugeben oder auszuwandern. Sofort wurde an einem Beispiel klar gemacht, daß die gegenwärtigen Machthaber die letzten Folgerungen aus dem Edikt zu ziehen gesonnen waren. Der Reichsstadt Augsburg ward unter Berufung auf einen Vertrag, den sie 1548 mit dem Kardinalbischof Otto abgeschlossen hatte, im August 1629 die Ausübung des Augsburger Bekenntnisses untersagt, da dem Bischof von Augsburg die geistliche Gerichtsbarkeit über die Stadt zustehe, und hernach der Stadtrat ausschließlich mit Katholiken besetzt: alle Beschwerden fruchteten nichts. Mit dem Restitutionsedikt ließ der Kaiser die lange getragene Maske fallen und bekannte sich offen als schärfster Vorkämpfer der katholischen Reaktion: wer mochte glauben, daß, wenn erst die Evangelischen eines großen Theils ihres Besitzstandes beraubt und von allen Seiten eingekreist waren, man dann Halt machen und sie schonen werde. Jeden Augenblick konnte die katholische Partei vorgeben, daß sie, da der Papst den Religionsfrieden nicht anerkannt habe, in ihrem Gewissen verpflichtet sei den alten Zustand im Reiche, die Alleinherrschaft der katholischen Kirche, herzustellen, und daß sie einen Frieden zu achten nicht gehalten

sei, über den die Protestanten selbst sich weggesetzt hätten. Kurz, wie man auch die Sache betrachten mag, es bleibt dabei: in demselben Augenblick, da der Kaiser mit Dänemark Frieden zu schließen sich anschickte, streute er den Samen eines neuen Krieges aus, der furchtbarer werden mußte als alle bisherigen, und der Friede mit Dänemark selbst erschien in dem Licht einer Maßnahme, welche die Durchführung des harten Edikts erleichtern sollte. Man ließ Dänemark ohne Verlust, selbst ohne die Auflage einer Kriegsentschädigung, laufen, damit der Doppeladler dafür Deutschland die Fänge um so tiefer in den Leib schlagen konnte. Ja, der Doppeladler: denn sofort zeigte sich, zum großen Mißvergnügen der Ligiſten, daß der Kaiser die zurückgeforderten Bistümer nicht wieder dem hohen Adel der Nation übertragen, sondern (in Wiederaufnahme alter Pläne Karls V.) sie ans Haus Habsburg, vor allem an seinen achtzehnjährigen Sohn Leopold Wilhelm bringen wollte, der — trotz aller kirchlichen Verbote der Häufung von Ämtern auf eine Person — reichlich ein halb Duzend kirchlicher Fürstentümer zugesprochen erhielt; die katholischen Dynastengeschlechter, welche auf großen Gewinn gehofft hatten, sollten das Nachsehen haben.

Es ist ein blutiger Hohn, wenn der ultramontane Historiker Onno Klopp behauptet, das Restitutionsedikt habe thatsächlich zu keiner Schilderhebung der Protestanten geführt, sei also an der Fortdauer des Krieges nicht schuldig: diese komme einzig auf Rechnung Gustavs von Schweden. Die Evangelischen wußten sehr wohl, warum sie keine Gewalt brauchten: die 60 000 Mann kaiserlicher Truppen unter Wallenstein, die 30 000 ligiſtiſcher unter Tilly hätten jeden Widerstand sofort niedergeschlagen: Magdeburg, die alte „Kanzlei Gottes“, die allein sich in Waffen erhob, ward alsbald mit Heeresmacht umlagert. Gustav aber sah in dem Restitutionsedikt mit Recht das Schicksal sozusagen voraus abgebildet, das allen Evangelischen bereitet werden sollte: zuerst kam der Teil daran, dessen Rechtsgrundlage unsicher war: später sollten die andern daran kommen; einmal im Zug, würde die katholische Reaktion nicht mehr aufzuhalten sein: das ist das Gesetz historischer Entwicklung, daß die Prinzipien sich auszuleben streben. Gustav sagte sich, was sich Elisabeth von England fünfzig Jahre früher

gesagt hatte: aut fer aut feri: ne feriare, feri trag oder schlag! Sein Entschluß nach Deutschland hinüberzugehen ward durch das Edikt gewiß nur noch befestigt: er wollte den Wogen gebieten sich zu legen, ehe sie seine Füße erreichten. Und wer wollte es bestreiten, daß dieser Heereszug ihn auch darum lockte, weil, wenn er gelang, reiche Beute winkte, die Befestigung des dominium maris baltici durch die Besitznahme eines Theils der deutschen Ostseeküste, an welcher Schweden sich durch „das Stralsundische Wesen“ schon festzusetzen begonnen hatte. So ist es nun einmal in der Welt: ideale und reale Gesichtspunkte in ihrer Verbindung beherrschen die Politik; ein König, welcher an religiöse Güter Leib und Leben, seine Krone und das Blut seines Volkes setzt, muß dafür seine Rechnung einreichen und Schadenersatz erstreben nicht in elendem Geld, sondern in dauernderen Werten. Es ist betäubend vom deutschen Gesichtspunkt, daß die Rettung vor religiöser Reaktion nur noch von ausländischer Hilfe, die teuer bezahlt werden mußte, erwartet werden konnte: aber die Verantwortung trifft in erster Linie diejenigen, welche diese Lage hervorriefen.

II. Kapitel.

Die Vorbereitungen zum Krieg.

Zu Ende des Jahres 1628 beriet sich Gustav mit seinem bewährten Reichskanzler Axel Oxenstierna (geboren 1583, gestorben 1654) über die beste Art den drohenden Gefahren zu begegnen. Dabei sprach sich der Kanzler (den Richelieu „die unversiegliche Quelle guter Ratschläge“, der Pole Lubomirski einen „König ohne den Namen eines Königs“ genannt hat) mit aller Bestimmtheit dahin aus, daß man sich in Deutschland auf die Verteidigung beschränken solle, (wozu Stralsund einen vortrefflichen Stützpunkt darbiete), in Polen aber angriffsweise vorgehe. Oxenstierna ging dabei nicht bloß von der Erwägung aus, daß der König nicht stark genug sei, den Kaiser, der zwei Heere habe, anzugreifen, und daß ein Angriff selbst die deutschen Protestanten mißtrauisch

machen werde; nach einer von Geijer und Cronholm angeführten Aeußerung aus dem Jahre 1636 hatte er noch einen viel tieferen Grund, der von großem staatsmännischem Scharfblick zeugt. Wäre der König, sagte er damals, nicht in Deutschland eingerückt — hätte er sich also auf die Behauptung des den Russen und Polen abgenommenen Gebietes beschränkt —, so wäre er Schiedsrichter des ganzen Nordens, arbiter totius septentrionis, geblieben. In der That hat Schweden, indem es sich 1648 auch noch an der deutschen Nord- und Ostseeküste festsetzte, sich eine Last aufgeladen, unter der es 1719—21 zusammenbrach: deshalb hat Gyllenstjerna schon dem König Karl XI. († 1697) geraten freiwillig einen Teil seiner zu großen Stellung zu räumen. Aber König Gustav kann nicht für die Maßlosigkeit, die Hybris, der schwedischen Forderungen von 1648 verantwortlich gemacht werden, welche über das weit hinaus gingen, was jemals er selbst als Lohn gefordert hat. Er faßte die Gegenwart ins Auge und glaubte, daß man garnicht anders handeln könne, so wie die Lage einmal sei, als in Deutschland an- und einzugreifen, mochten auch Gedanken über eine Ablenkung von dem eigentlichen Ziel der schwedischen Politik sich aufdrängen; in Polen aber habe man sich auf die Verteidigung zu beschränken. Es gelte jetzt vor allem, Schweden, das wegen seiner lang gedehnten Küsten und vielen Häfen schwer zu verteidigen sei, vor einem Angriff von Deutschland her dadurch sicher zu stellen, daß man den Krieg nach Deutschland selbst hineintrage. Thue man das nicht, lasse man den Kaiser erst eine Flotte bauen, so werde der Angriff sicher erfolgen und auch die Verbindung mit Livland und Preußen sofort unterbrochen. In Deutschland werde man alle diejenigen für sich haben, welche nach einer Gelegenheit suchen sich zu befreien, und wenn man auch vorerst nur für vier Monate Mittel habe, so werden Gott und die Zeit schon weiter helfen. Der Feind sei freilich an Zahl überlegen; aber er habe auch weite Gebiete mit Besatzungen zu schützen, und seine Sachen bestehen sehr in fama — er gelte für furchtbarer als er sei. Aber natürlich mußte Gustav wünschen, den deutschen Krieg mit möglichst gesammelter Kraft zu führen, und daraus erwuchs der Gedanke, sich mit Polen zu vergleichen. Die Stimmung auf polnischer Seite war dem günstig: die Vornehmsten sehnten sich

nach Frieden: sie haßten von Alters her die Deutschen, also auch die, welche Arnim im Sommer 1629 zu ihrer Hilfe herangeführt hatte, und sahen nicht ohne Freude, daß sie durch Hunger und Strapazen reißend dahin schwanden; auch wußte man, daß die Moskowiter den Schweden bei Fortdauer des Kriegs 12000 Mann Hilfstruppen angeboten hatten. Sigismund III. war persönlich sehr abgeneigt mit seinem Vetter, den er als Thronräuber verabscheute, sich zu vergleichen; aber er mußte der vormaltenden Strömung sich fügen. Und nun erschien der weitgereiste welterfahrene französische Gesandte, Baron Hertules de Charnacé, welcher vom Kardinal Richelieu geschickt war, um die Liga nach Kräften vom Kaiser zu trennen und zum Anschluß an Frankreich zu bestimmen, auch in Preußen und vermittelte zwischen Schweden und Polen, um Gustavs Arm für den Krieg gegen Frankreichs alten Gegner, das Haus Habsburg, frei zu machen. Das Ergebnis war der Waffenstillstand von Altmark bei Stuhm, vom 26. September 1629, welcher auf sechs Jahre geschlossen wurde. Gustav Adolf gab den Polen darin u. a. Dirschau und Frauenburg zurück, behielt aber ganz Livland und von Preußen Braunsberg, Elbing und die sehr einträglichen Zölle von Pillau und Danzig. Der Schwager Gustavs, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg — als Herzog von Preußen — schloß sich dem Vertrage an; er verzichtete auf Fischhausen und Memel, erhielt aber Marienburg und Stuhm für die Zeit des Stillstandes „in Sequester“: dauernd sollten die Orte ihm nur verbleiben, wenn aus dem Stillstand ein Friede hervorgehe. Mit Danzig hat sich dann Gustav im Februar 1630 des Zolls wegen so verglichen, daß er von den $5\frac{1}{2}$ prozentigen Abgaben für alle zur See ankommenden und abgehenden Waren $3\frac{1}{2}$ %, die Stadt aber 2 % erhalten sollte.

Der König hatte jetzt nach der polnischen Seite die Hände frei und konnte einen Einfall in Deutschland unternehmen. Im November 1629 hielt er mit seinem aus acht Mitgliedern bestehenden Reichsrat eingehende Besprechungen auf dem Schloß in Upsala, ob das Unternehmen gewagt werden dürfe oder nicht. Es hat nicht an allerlei Bedenken gefehlt, namentlich wegen der Erschöpfung des eigenen Landes, das menschenarm und (trotz aller Maßnahmen des Königs zur Hebung von Bergbau, Handel und Gewerbleiß).

durch die Kriege ausgefogen war; in Ost- und Westgothland und Smaland nährten sich die meisten Menschen von Baumrinden und Eicheln. Gustav hatte sich zu der Landrente, der Viehsteuer, der Mahlsteuer und den Zöllen hin noch das Salz- und Kupfermonopol beigelegt; er ließ kupferne Münzen schlagen, welche an Stelle vollwertiger Münzen Zwangsumlauf bekamen; nach einer Notiz im Ulmer Stadtarchiv vom Februar 1632 ließ er Stücke schlagen so groß wie ein Reichsthaler, von denen aber erst 90 einem Reichsthaler an Wert gleich kamen. Es war eine höchst bedenkliche Maßregel, und nicht weniger bedenklich war es, daß der König für die Krone auch den Alleinverkauf des Getreides in Anspruch nahm, wenn auch z. B. 1631 dadurch 238000 Reichsthaler für die Kriegskasse erübrigt wurden. Aber trotz aller entgegenstehenden Erwägungen haben am Ende doch die meisten Reichsräte den Angriff empfohlen; das Ausschlaggebende war für sie, daß man ja doch bereits mit dem Kaiser in Krieg stehe und es also am besten sei, den Kampf auf dessen Boden auszufechten. Nur ein paar der Räte meinten, daß man suchen solle sich mit allen Nachbarn zu verbinden und daß man auch ein Abkommen mit dem Kaiser, falls es noch möglich sei friedlich mit ihm übereinzukommen, nicht ausschlagen solle: aber sie haben offenbar an der Möglichkeit eines solchen Abkommens selbst gezweifelt.

Was nun die Bündnisse anbetraf, so hatte der Kaiser freilich Feinde genug, so daß Schweden auf Unterstützung mit Wahrscheinlichkeit rechnen zu dürfen schien. Vor allem Frankreich hatte seit Februar 1629 sich zu offener Gegnerschaft gegen das ganze Haus Habsburg erhoben: da Ferdinand II. das im Dezember 1627 erledigte Herzogtum Mantua-Montferrat in Oberitalien nicht dem nächsten Erben, dem französischen Prinzen Karl von Nevers, geben wollte, weil Spanien einen französischen Herzog in Mantua, im Rücken Mailands, nicht zu haben wünschte, so ergriff König Ludwig XIII. die Waffen und ließ ein Heer unter seinem ersten Minister, dem schon genannten Cardinal Richelieu, über die Alpen gehen, um Nevers beizustehen: die Franzosen besetzten für ihn Casale, wogegen die Kaiserlichen unter Collalto am 18. Juli 1630 Mantua mit Sturm einnahmen und zwei Tage lang plünderten: im Oktober 1630 eroberten die Spanier auch Casale, „wo die

Jungfrauen wie die Amazonen Gegenwehr thaten," zurück. Frankreich hatte das größte Interesse, das Haus Habsburg in Oberitalien nicht mächtiger werden zu lassen als es durch den Besitz Mailands ohnehin schon war, und aus Abneigung gegen die Uebermacht der casa d'Austria waren auch die Republik von Venedig und Papst Urban VIII. französisch gesinnt. Der Papst war sogar gegen das Restitutionsedikt, weil er sah, daß dessen Früchte auch nur den Habsburgern zugute kommen sollten; er wünschte selbst einem Keger wie dem König von Schweden Erfolg, sofern Habsburgs Hoffahrt dadurch gedämpft werden konnte. Er war nach dem Ausdruck eines Eingeweihten entschlossen, „die Siege der Keger nur mit Worten zu beklagen," aber schlechterdings nichts gegen sie zu thun: er hatte die Polen wohl vom Vertrag von Altmark abmahnen lassen; man glaubte aber nicht, daß es ihm recht ernst sei. Den Jesuiten war er sehr gram, weil sie unter dem Einfluß ihres spanischen Ursprungs durchaus spanisch fühlten: er war gänzlich abgeneigt, einem Jesuiten ein Bistum zu verleihen, obwohl Philipp IV. die Aufhebung der betreffenden Bestimmung des Ordensgesetzes betrieb. „Mein Herr, sagte der Papst zum spanischen Gesandten, laßet die Jesuiten in ihrem refectorio; wir begehren sie nicht zu Gesellen in dem Schifflein Petri; sie würden durch das Unglück wohl gar von den Bänken des Bistums auf den päpstlichen Stuhl klommen, und was sollte dann aus der Kirche werden? Wann würde das Papsttum wieder von ihnen loskommen, und wer würde unter ihrem Regiment leben wollen?" So sehr aber alles in der Abneigung gegen Habsburg einig war — Richelieu wollte doch nicht mehr, als daß Gustav dem Kaiser durch einen Angriff auf Deutschland Schwierigkeiten bereite und dessen Kräfte zersplittere: ihm zum vollen Sieg zu helfen war er gar nicht gemeint, weil Gustav es für notwendig hielt nicht nur den Kaiser, sondern auch die katholische Liga zu bekämpfen und den 1623 verjagten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz herzustellen, wobei Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, den dem Pfälzer Better entrissenen Kurhut wieder einbüßen sollte. Die Liga aber wollte Richelieu beschützen und an Frankreich ketten, um auch so den habsburgischen Einfluß einzudämmen: „ich sehe, sagte Gustav einmal zu dem erwähnten Baron de Charnacé,

der im November 1629 und wieder im März 1630 in Schweden war, man muß Bayerns Freund sein, wenn man euer Freund sein will.“ Die Verhandlungen, bei denen Gustav wohl die Entsendung einer französischen Flotte in die deutschen Meere und ihre Unterstellung unter seinen Oberbefehl verlangt hat, blieben zunächst ergebnislos; die Franzosen waren so zäh in Nebendingen, daß sie verlangten, im Vertrag müsse Ludwig XIII. immer vor Gustav genannt werden. Der König wußte, daß man seinen Einfall ins Reich gern sehen, ihm aber, sobald er zuviel Glück habe, in den Arm fallen werde. Von Frankreich hing damals in der Hauptsache auch die Richtung der venetianische Politik ab: am 11. Juli verpflichtete sich im Vertrag von St. Jean de Maurienne in Savoyen die Signoria, wenn Frankreich an Schweden 1200 000 Thaler Hilfselder Subsidien zahle, davon ein Drittel zu tragen: aber sobald der Krieg in Italien zu Ende war, zog sich die Republik von allem Zusammengehen mit Schweden zurück.

Nicht anders stand es mit den Niederländern. Sie waren seit 1614 auf fünfzehn Jahre mit Schweden verbündet, und der König wünschte, daß dieser Bund erneuert werde und die Generalstaaten sich verpflichten sollten, monatlich 50 000 Reichsthaler zu zahlen, wogegen er 28 000 Mann und 50 Schiffe aufbringen wollte. Allein Heinrich von Dranien wollte sich nicht auch noch Wallenstein oder Tilly auf den Hals ziehen, während er den Spaniern Herzogenbusch, die „Jungfrau von Brabant“, mit 134 holländischen, englischen und französischen Compagnieen und 36 groben Stücken zu entreißen suchte — im September 1629 hat er die Stadt durch Minen endlich bezwungen —: auch als er dann in ein förmliches Bündnis mit Frankreich trat, sollte dies doch seine Spitze nur gegen den spanischen Zweig der casa d'Austria kehren. Die niederländischen Kaufleute, denen die Ostsee als „die Mutter aller Commerciën“ galt, beklagten sich auch über die hohen Zölle, welche Schweden in Pillau und Danzig erhob. So waren die Generalstaaten nur bereit, dem König insgeheim Werbungen in Emden, das thatsächlich damals zu ihrem Gebiet gehörte, zu gestatten, und stellten Hilfselder in Aussicht; von offener Verbindung mit Schweden aber wollten sie nichts wissen. „Was treibt den Prinzen von Dranien, soll Gustav ausgerufen haben,

daß er so schlecht gegen mich gesinnt ist? Mißgönnt er mir meine Ehre, oder werde ich ihm zu groß?"

Das Wichtigste war aber, ob der König des dänischen Nachbars sicher war, wenn er in Deutschland kriegte. Später, 1643, ist Christian IV. einmal den Schweden in der That in den Rücken gefallen, während sie tief unten im Reich festgehalten schienen: die Gefahr war auch 1629 vorhanden; Christian IV. sah es mit großem Mißvergnügen, daß Gustav sich in die deutschen Dinge mischte, was ihm selber so übel bekommen war, und ihm den Rang abzulaufen drohte. Gleichwohl war zu erwarten, daß Christian nach dem letzten unglücklichen Krieg nicht sofort würde schlagen können, auch wenn er wollte, und sein Streit mit Hamburg, dem er durch Glückstadt die freie Fahrt auf der Elbe sperren wollte, nahm ihn sehr in Anspruch; im September 1630 haben förmliche Schlachten zwischen der dänischen und hamburgischen Flotte auf der Elbe stattgefunden. Auf alle Fälle hat Gustav es für nötig gehalten, drei Regimenter in Stockholm, zwei in Kalmar bereit zu halten und dem Felbherrn Jacob de la Gardie als Oberbefehlshaber zu bezeichnen, falls Dänemark seine Abwesenheit zu einem Angriff ausnützen sollte. In ähnlicher Weise traf er für alle Fälle Vorkehrungen gegen die Russen und Polen.

Im Ganzen aber ist es unzweifelhaft richtig, daß Gustav seinen Einfall in Deutschland unternahm ohne irgendeine sichere Verbindung mit einer andern Macht. Es fragt sich, ob er hoffen durfte in Deutschland selbst Bundesgenossen zu finden.

Was die Stimmung des evangelischen Volkes anbetrifft, so war sie ihm so günstig als möglich. Charnacé hat ihm im März 1630 in Westeraes gesagt: „Eu. Maj. wird in ganz Deutschland — das Charnacé soeben bereist hatte — als ein Messias erwartet; dessen Volk wird sein Herz geben um Ihr Heer zu ernähren.“ Ganz denselben Ausdruck, daß Gustav in Deutschland wie ein Messias erwartet werde, gebraucht Wallenstein einmal in einem Brief an Collalto. Je höher die Bedrängnis der Evangelischen durch das Restitutionsedikt stieg, desto gespannter sah alles nach göttlicher Hilfe aus: verzückte Jungfrauen weisagten ein wunderbares Eingreifen des Herrn; ein Schulmeister Lorenz Bscheerer in dem Flecken Altstatt in der Oberpfalz sah

in den Wolken einen goldfarbenen Löwen von Mitternacht gegen Deutschland herankommen mit einem bloßen Schwert in den vorderen Pfoten, womit er die Verfolgten beschützte; ein Kohlenbrenner aus Admont in Steiermark ward in Wien eingebracht, weil er dem Kaiser Ferdinand großes Unglück vorher sagte, und blieb auch auf der Folter bei seinen Aussagen. In solchen Zügen malt sich der Zustand der Volksseele: sie war bereit dem Helfer zuzufallen, sobald er sich zeigte.

Anders freilich als die Massen standen die deutschen evangelischen Fürsten Gustav Adolf gegenüber. Zwar diejenigen, welche in dem kriegerischen Zusammenstoß dem Kaiser gegenüber den Kürzeren gezogen hatten und nun sich vergeblich um dessen Verzeihung bemühten, wie z. B. die Herzöge von Mecklenburg, konnten nicht anders als mit Leib und Seele sich dem König verschreiben, von dessen Sieg allein sie noch etwas zu hoffen hatten. Die andern aber sahen mit schwerer Sorge auf des Königs Kommen. Kurfürst Johann Georg von Sachsen stand mit Gustav Adolf seit 1615 in freundlichen Beziehungen, wo der König ihn durch das Geschenk eines Paares von Renntieren, eines lappländischen Knechts und einer Magd erfreut hatte, und er war über das Restitutionsedikt sehr ungehalten (obchon der Kaiser ihn und sein Land als treuen Anhänger von den Folgen desselben ausnehmen zu wollen erklärte); er erließ nicht bloß einen feierlichen Protest gegen das Edikt, sondern verweigerte auch sein persönliches Erscheinen auf dem durch Kurmainz auf den 3. Juni 1630 nach Regensburg angesagten „Kollegialtag“ des Kaisers und der Kurfürsten, wo Ferdinand II. die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchsetzen wollte. Aber zur Absendung von Gesandten dahin ließ er sich doch herbei, und wie er alle Anträge, er solle an die Spitze der Protestanten treten, von sich wies, so sprach er seinen ganzen Abscheu vor Anrufung ausländischer Hilfe aus; er beteuerte in den wärmsten Ausdrücken seinen reichsfürstlichen Patriotismus. Aehnlich verhielt sich Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg; er stand zwar als Bruder der schwedischen Königin Maria Eleonore in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu Gustav, hatte aber bereits in seinen preussischen Landen erfahren, daß sein Schwager fest zugriff und noch fester hielt: sein

Hafen Pillau (S. 17) war von Gustav besetzt und im Altmarker Vertrag nicht wieder zurückgegeben worden: Georg Wilhelm fürchtete, daß es mit Pommern, auf das er doch selbst Erbsprüche hatte, ebenso gehen werde: er hat in diesem Sinn an Johann Georg geschrieben, es sei gefährlich den Schweden auch nur einen Fuß weit ins Land herein zu lassen. Zu dieser sehr gerechtfertigten Besorgnis — schon zu Anfang 1630 nennt Gustav einmal vertraulich Pommern ein „schwedisches Land, das beim Frieden nicht mit Kriegskosten beschwert werden dürfe“ — kam noch die Furcht vor der Rache des Kaisers, dessen Heere auf einen Wink sich von Pommern und Niedersachsen aus auf Brandenburg stürzen konnten.

Unter diesen Umständen waren die Versuche Gustavs, mit den deutschen Fürsten ein Einvernehmen zu erzielen, ohne Erfolg. Er erließ am 25. April 1629 ein Schreiben an alle Kurfürsten, worin er seine Beschwerden gegen den Kaiser aufzählte und sie ersuchte remedia eintreten zu lassen; er schrieb am 7. Mai, im Juni und wieder im September 1629 an Johann Georg persönlich und beschwerte sich namentlich über Arnims Marsch nach Preußen. Johann Georg hüllte sich vorerst in tiefes Schweigen; und auch die Kurfürsten insgesamt ließen sich über sieben Monate Zeit, ehe sie eine Antwort gaben. Sie ist von den katholischen Kurfürsten entworfen, von den protestantischen unterschrieben, und trägt das Datum des 2. Dezember 1629: sie redete Gustav nicht einmal mit dem Königstitel an und enthielt nichts als höfliche Redensarten, ohne in der Sache — der Anwendung der remedia gegen den Kaiser — irgend etwas zuzugestehen. Ein letztes Schreiben des Königs an alle Kurfürsten ist dann am 17. April 1630 ergangen und ist seinem Inhalt nach eine Begründung der Kriegserklärung an den Kaiser, dem gegenüber dem König nichts übrig bleibe als die Waffen zu ergreifen. Das Ende von allem aber war, daß Gustav auch von dieser Seite zunächst lediglich nichts zu erwarten hatte.

Fragt man nun nach den Aussichten des Erfolges, welche sich etwa dem König darboten, so ist zu sagen, daß sie sich in erster Linie auf die Beschaffenheit seines Heeres gründeten.

Die feste Grundlage dieses Heeres war die Aushebung im eigenen Lande, welche auf einem Reichstagsbeschuß vom Jahre

1610 beruhte; damals hatte die Bauerschaft eingewilligt, daß in Schweden allein — ohne Finnland — 25000 Mann zu Fuß ausgehoben werden sollten; eine Angabe aus dem Jahr 1624, in welchem Friede herrschte, beziffert das einheimische Fußvolk sogar auf 40000 Mann — bei einer Bevölkerung von nur $1\frac{1}{2}$ Millionen gewiß eine hohe Ziffer. Dieses Fußvolk ward seit der Organisation von 1623 in Regimenten zu 8 Kompagnieen, jede zu 150 Mann, eingeteilt; ein Regiment zählte also nur 1200 Mann. Was die Bewaffnung des Fußvolkes angeht, so war in Schweden wie überall das Feuergewehr noch nicht die Waffe aller Soldaten, aber doch die von zwei Dritteln, („Musketiere“) während ein Drittel nur Piken (lange Spieße) führte. Die „Pikeniere“ waren unter die „Musketiere“ so verteilt, daß die Musketiere, falls sich Reiterei auf sie stürzte, sich hinter den schützenden Lanzenwald der Pikeniere flüchten konnten. Die Gewehre waren in jener Zeit noch so schwer, daß der Soldat eine Gabel mit sich führte, auf die er beim Schießen das Gewehr legte „wie auf eine Lafette“. Weil die Gewehrschlösser oft versagten, so mußten die Soldaten zum Zweck des Abfeuerns eine Lunte (Zündstück) bei sich haben, die dann in Brand gesetzt ward. Gustav — dessen Absicht auf möglichste Leichtigkeit der Waffen und damit auf möglichste Beweglichkeit der Soldaten ging — ließ die Gewehre um so viel leichter fertigen, daß die Gabel entbehrlich zu werden anfang. Die Pikeniere erhielten sogenannte Partisanen, d. h. elf Fuß lange Lanzen mit Eisenspitzen, welche zwei Fuß lang, mehrere Zoll breit und auf beiden Seiten geschärft waren. Die einheimische Reiterei zählte 3500 Mann, ohne das Adelsaufgebot, das Gustav wieder belebte; ihr Hauptfehler war die Kleinheit der schwedischen Pferde, vermöge deren sie an Wuchs hinter den deutschen Pferden zurückstanden; das ward durch ihre Ausdauer und Genügsamkeit nicht ganz aufgewogen. Man hatte früher eine bessere Pferdezucht gehabt: jetzt ward es notwendig, mit großen Kosten Tiere aus Deutschland zu beschaffen. Die Reiterei zerfiel in Cornets (auch die Namen Kompagnieen und Fahnen kommen dafür vor): jedes Cornet hatte 150 Reiter. Gustavs Schwadronen waren geübt nicht bloß im Trab anzugreifen, sondern auch in Galopp und Carrière. Uniformen gab es ursprünglich nicht; die Leute trugen

ihre gewöhnlichen Kleider; wenn ein Regiment das rote, ein anderes das blaue, ein drittes das gelbe heißt, so geht das anfänglich nicht auf die Farbe der Waffenröcke, sondern auf die der Fahnen: erst seit 1622 hielt der König darauf, daß — wenigstens zu Galazwecken — jedes Regiment gleich gekleidet sei, und nun erhalten jene Ausdrücke den Sinn, den wir mit ihnen verbinden. Für die Winterszeit gab der König seinen Leuten Schafpelze, auch Pelzhandschuhe und Pelztiefel und wollene Strümpfe: zur Bezahlung dieses Postens ward eine eigene Steuer, die Pelzsteuer, erhoben. Orden waren unbekannt; wenn die Offiziere, vielfach auch die Soldaten, das Bild ihres Königs in Silber oder anderem Metall auf der Brust trugen, so entsprang das der Begeisterung für ihren Herrn: eine von diesem verliehene Auszeichnung war es nicht. Alle Bedarfsgegenstände wurden im Lande selbst beschafft, was die Schlagfertigkeit des Heeres in jedem Augenblick sicher stellte: es gab viele Bauern, welche als sogenannte Rohrschmiede Musketen anfertigten und damit ihre Hofsteuer abtrugen. Eine ganz besondere Stärke des schwedischen Kriegswesens lag in der Artillerie; hier hat der König mit genialem Blick, wie er denn selbst ein großer Ingenieur und Techniker war, jenes allgemeine Streben nach Herstellung leichterer Waffen durchgeführt. Anstatt der schwerfälligen Feldgeschütze, welche „halbe Karthaunen“ heißen — ganze oder gar doppelte Karthaunen waren Festungsgeschütze — und welche zwölf Fuß lange Rohre hatten und zu ihrer Fortschaffung 24 Pferde bedurften, ließ er so leichte Stücke gießen, daß sie von drei, zwei, ja von einem Pferd gezogen werden konnten. Ihre Wirkung war in jedem einzelnen Schuß geringer als die der halben Karthaunen; dafür waren sie erstens weit rascher von einem Ort an einen andern zu bringen, wo man des Eingreifens der Artillerie benötigte, und dann feuerten sie unverhältnismäßig rascher; ja sie übertrafen hierin selbst das Fußvolk: „der König, sagt eine gleichzeitige Flugschrift, konnte mit diesen Stücken wohl achtmal, ehe ein abgerichteter Musketier sechsmal, zum Schuß fertig werden.“ Weniger bewährten sich die sogenannten Lederkanonen, die ein dünnes Kupferrohr hatten, das mit Eisenringen beschlagen und mit hartem Leder überzogen war: sie erhitzten sich zu schnell. Die Genietruppen waren in Gustavs Heer vortrefflich

vertreten; „an kunstreichen Minierern, Ingenieuren, Mathematicis, Werkmeistern, Feuerwerkern, Büchsenmeistern und dergleichen war kein Mangel, wie denn von solchen bei Befestigung der Städte und Feldlager solche treffliche Werke verfertigt worden, daß sich männiglich darüber höchlich verwundern müssen.“

Da Schweden nicht Menschen genug für überseeische Kriege gegen große Mächte liefern konnte, so sah sich Gustav auf Werbungen im Ausland angewiesen, in Deutschland, England, Schottland: wir haben schon von seinen „Musterplätzen“ in Emden (S. 17) und sonstwo gesprochen: daß ihm Lübeck 1630 die Werbung auf seinem Gebiet untersagte, veranlaßte ihn zu einem Beschwerde-schreiben an den Rat der Stadt. Von den 81800 Mann, auf welche die erwähnte Flugschrift „eines vornehmen Cavaliers, so alles selbst gesehen, erforscht und aufnotiert,“ das Heer des Königs anschlägt (wobei aber die Truppen in Livland und Preußen nicht ganz inbegriffen waren), muß mindestens die stärkere Hälfte aus Söldnern bestanden haben. Aber die Macht der Persönlichkeit Gustavs war so gewaltig, daß er alle die verschiedenen Bestandteile seiner Armada in eins zusammenschweißte; statt daß unter den verschiedenen Nationen Eifersüchtelei und Haß bestanden hätte, „gaben die Schweden und Finnen, welche standen wie eine Mauer und lieber ritterlich sterben als die Flucht geben wollten, den Schotten, Engländern und Deutschen ein solches Beispiel, daß sie immer strebten, wie sie es jenen gleich oder zuvor thun könnten, und wollte jede Nation gern vor der andern Ruhm erlangen.“ Eine besonders auffallende Erscheinung waren die Lappen, „ein etwas wild und leutscheu Volk, kleiner Statur, über vier oder fünf Schuh nicht hoch, aber wohl gekleidet, behend mit Bogen und Pfeil zu schießen, dazu sie von Kind auf gewöhnt werden; dann es in Lappenland sittenlich, den jungen Kindern kein Speis zu geben, sie hätten dann vorhin das vorgestellte Zweck im Schießen getroffen. Sie können so gewiß schießen, daß sie auch einen Pfennig treffen mögen.“ Die Schweden, Finnen und Lappen konnten die Kälte besser ertragen als die Hitze, waren außerordentlich zäh, bedürfnislos und gehorsam; in Pommern hat man sie wohl zwanzig Körbe Erde, einen nach den andern, zu Schanzarbeiten herbeischleppen sehen, ohne daß sie etwas anderes erhielten

als Brot und Wasser und am Schluß „ein groß Baßglas voll Bier“. Mit Staunen nahm der Beobachter die eiserne Mannszucht wahr, die im Heere herrschte, und die auch die verwitwete Herzogin Sophie von Pommern-Bollin ihrem kurfürstlichen Bruder in Dresden rühmte. Der König suchte auch durch Pflege des religiösen Sinnes die wilden Triebe zu zähmen: „zweimal im Tag, sagt ein Bericht, wird Betstunde durch alle Lager gehalten und Gott um Victoria angerufen; der König läßt die Bursche fleißig erinnern, daß alle gute Ordnung beim Krieg und die Victoria pur lautere Gottesgaben seien.“ Jedes Regiment, ja jede Schwadron hatte deshalb ihren Feldprediger, und ein eigenes „Feldkonsistorium“ mit dem fgl. Oberhofprediger an der Spitze wachte über das religiöse Leben des Heeres.

Die Furchtbarkeit dieser Truppen ward noch durch die neue Taktik erhöht, die Gustav geschaffen hat und die der Franzose August Laugel treffend als „das Vorspiel der aufgelösten Fechtwaise gegenüber den dichten Bataillonen“ bezeichnet. Bisher stand nämlich das Fußvolk nach spanischer Weise in sehr großen und tiefen Vierecken, „Bataillonen“, die je etwa 3000 Mann zählten. Sie waren schwer zu durchbrechen; aber sie waren erstens auch sehr unbehilflich; zweitens konnten von den 8—10 Gliedern höchstens die zwei vordersten die Feuerwaffen gebrauchen; drittens that, nach dem schwedischen Geschichtsschreiber Boguslaw Philipp von Chemnitz „der Kanon, wenn er durch diese Truppen spielte, großen Schaden.“ Um diesen Uebelständen zu begegnen, stellte Gustav seine Infanterie nach Regimentern, Kompagnieen und Rotten abgeteilt auf, so daß alles leicht beweglich war, und „stellte sie nur sechs Mann hoch, welche, wann es an ein Treffen ging, die Glieder doublieren mußten und also nur drei hoch zu stehen kamen. Auf welche Weise des Feindes canon geringeren Effekt hatte, auch die hintersten sowohl als die vordersten ihr Gewehr gegen den Feind nützlich gebrauchten: indem das erste Glied knieend, das andere gebückt und das dritte aufrecht stehend und also einer über des andern Schulter Feuer gab.“ Es ist somit von Gustav das Prinzip der Lineartaktik eingeführt, das Friedrich der Große so meisterlich anwandte, bei der das Fußvolk in langen, dünnen Linien steht und ebenso Ueberflügelung erschwert wie völlige Aus-

nutzung jedes Mannes verbürgt ist. Auch die Reiterei stand nur drei Mann hoch, und sie ward geübt, „mit Schwenken und Caracollen nicht viel Krummes zu machen,“ sondern auf den Feind direkt loszusprengen, aus nächster Nähe, „wenn man dem Feind das Weiße in den Augen sah,“ zwei Salven abzugeben und dann zum Degen zu greifen — wieder wird man an den großen Preußenkönig erinnert. Wenn so Fußvolk und Reiterei je für sich vorzüglich und gewandt fechten gelernt hatten, so verstand es der König, sie auch in genialer Weise zusammenwirken zu lassen; dadurch ward der Feind, bei dem die Waffen völlig getrennt waren, was schon aus der Schwerfälligkeit der Gliederung des Fußvolks sich ergab, in großen Nachteil gesetzt; wir werden später bei der Schlacht von Breitenfeld die Art dieses Zusammenwirkens anschaulich kennen lernen. Es gehört zu dieser Taktik, daß neben dem selbständigen großen Geschützpark des Heeres jedes Regiment zwei „Regimentsstücke“, eiserne Vierpfünder, bei sich hatte, damit auch die Artillerie leicht mit den andern Waffen da zusammenwirken konnte, wo es Not that.

Für die sichere Ueberfahrt des Heeres nach Deutschland brauchte der König nicht zu bangen. Die Reichsflotte in Wismar zählte zwar nach einem Briefe Wallensteins vom 19. April 1630 damals dreizehn Schiffe, war aber aus Mangel an Matrosen und Kanonieren unfähig in See zu gehen (S. 9); das Admiralschiff „König David“ (S. 3) ist trotz seiner furchtbaren Bestückung, welche aus 36 halben und ganzen Karthaunen bestand, später von den Schweden auf der Lübecker Rhede auf den Sand gejagt worden und ward schließlich von den Lübeckern „ausgeräumt“. Der König aber hatte 48, nach andrer Rechnung gar 72 „wohl zugerichtete“ große und kleine Kriegsschiffe, voran das Admiralschiff Merkur mit 32 Kanonen, den Westerwik mit 26, den Apollo und den Pelikan mit 20, die Andromeda mit 18, den Regenbogen mit 13, den Storch und den Delfhin mit 12, den Papagei mit 10, den schwarzen Hund mit 8; wenn das Theatrum Europaeum Recht hat, so hätte es sogar Schiffe mit 60, 70 und 80 Kanonen gegeben. Die Bemannung schwankte zwischen 48 und 150 Mann. Schweden konnte leicht 6000 Schiffsleute aufbringen, was bei einem Durchschnitt von 100 Mann auf das Schiff für 60 see=

fertige Kriegsschiffe ausreichte, ohne daß man zu Werbungen fremden Volkes greifen mußte. Die großen Fahrzeuge lagen im Hafen von Stockholm, wo sie so sicher vor Stürmen waren, daß sie nicht einmal die Anker auszuwerfen brauchten; denn „man muß da 24 Meilen durch unzählig viel Steinklippen schiffen.“ Der Rest der Flotte stand in der Hauptsache in Finnland, „daß man sie wider den Moskowiter zur Hand habe, wenn er etwas Feindliches verüben wollte.“

Den Oberbefehl über alle Streitkräfte hatte der König; unter ihm zu Lande der Reichsmarschall, zur See der Reichsadmiral. Eine Reihe bewährter Feldherren begleitete den König, Gustav Horn, Johann Banér, Tott, Knipphausen, Baudissin; wie wenig der König auf das Alter sah, wie scharf sein Blick das Genie herausfand, zeigte der Umstand, daß Leonhard Torstenson, obwohl er erst 27 Jahre zählte, doch schon der Oberste der Artillerie war. Alle, Offiziere wie Soldaten, blickten mit unbegrenztem Vertrauen auf den König, der aufs pünktlichste für sämtliche Bedürfnisse des Heeres sorgte, aber auch die höchsten Anforderungen stellte und unerbittlich war gegen Zuchtlosigkeit und Pflichtversäumnis. Dem Kampf dürsteten alle entgegen; sie sahen unter einem solchen Führer Sieg und Ruhm mit Gewißheit vor sich: und der Reichskanzler Axel Oxenstjerna leistete an zweiter Stelle, neben dem König, Gewähr, daß die Feder nicht verderben werde, was das Schwert gut machte; er war ein erfahrener, kluger Berater des Monarchen, der übrigens die Staatskunst so meisterlich und selbständig handhabte wie das Kriegswesen (vgl. S. 12).

Während die Rüstungen mit allem Eifer betrieben wurden, haben gleichwohl Versuche stattgefunden den Frieden zu erhalten, bzw. herzustellen. Sie gingen von Christian IV. aus, der freilich damit nur die Absicht verband, Schweden zur Annahme ungünstiger Bedingungen zu drängen und ihm die Gelegenheit zu großen Erfolgen zu verschränken. Auf des Königs Angebot einer „Interposition“, d. h. Vermittelung, ward vereinbart, daß am 1. Mai 1630 kaiserliche, schwedische und dänische Bevollmächtigte sich in Danzig einfinden sollten. Kaiserlicherseits ward als Unterhändler der Burggraf Karl Hannibal von Dohna bezeichnet, der berüchtigte „Seligmacher“, der die schlesischen Protestanten durch

Einquartierung von Soldaten zur Rückkehr zum Katholizismus gezwungen hatte, — er traf schon Ende März in Danzig ein —: von schwedischer Seite sollte Axel Oxenstierna kommen; die dänische Interposition sollten Otto Scheel und Martin von der Merden vertreten. Die Bedingungen, auf welche hin Gustav Frieden halten wollte, waren dieselben, die er das Jahr vorher in Lübeck hatte stellen wollen: 1. Räumung des ober- und niedersächsischen Kreises, also namentlich Pommerns, von allem kaiserlichem Kriegsvolk; 2. Schleifung aller kaiserlichen Schanzen an Ost- und West- (d. h. Nord-) See; 3. Aufgabe aller Schiffsbauten in den Häfen, also Fallenlassen des Plans einer Reichsflotte; 4. Unterstellung des Schicksals der seit 1555 protestantisch gemachten Bistümer unter das Urtheil der Kurfürsten und des Reichs; 5. Herstellung der Herzöge von Mecklenburg; 6. Ansetzung einer bloßen Geldstrafe für alle, welche sich gegen Röm. Kais. Maj. oder das römische Reich vergangen haben (nicht aber Verjagung von Land und Leuten, wie das dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und den Mecklenburgern widerfahren war); 7. Abzug der Schweden aus Stralsund und Schadenersatz an die Stadt durch den Kaiser; 8. Verpflichtung des Kaisers, daß er den Feinden Schwedens (also Polen vor allem) niemals beistehen wird; 9. Ausdehnung des Friedens auf die Könige von Frankreich und Großbritannien, sowie auf die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Wenn diese Bedingungen vom Kaiser angenommen wurden, so konnte Gustav allerdings zufrieden sein; er war, wenn keine kaiserlichen Truppen an Ost- und Nordsee standen, wenn alle Befestigungen an beiden Meeren geschleift waren und der kühne Gedanke einer Reichsflotte amtlich begraben ward, vor jeder Gefahr seitens des Kaisers gesichert; das vereinzelte Polen konnte Gustav die im letzten Krieg gemachte Beute nicht mehr entreißen, und das hart mitgenommene schwedische Volk konnte sich endlich im Frieden erholen. Insofern dies alles auf der Hand liegt, kann man es glauben, was Droyßen versichert, daß Gustav ernstlich zum Frieden auch jetzt noch bereit war, wo seine Hand schon auf dem Schwertknäuf ruhte. Aber es leuchtete auch ein, daß vom Kaiser die Annahme solcher Bedingungen schlechterdings nicht zu erwarten war, solange er nicht durch Waffengewalt überwältigt war. Alles,

was Gustav ihm als Gegenleistung gegen den Abmarsch seiner Truppen aus Norddeutschland bot, war der Abmarsch der Schweden aus Stralsund; Norddeutschland sollte also von beiden Teilen geräumt und sich selbst überlassen werden: das schloß natürlich den Verzicht auf die Ausführung des Restitutionsedikts daselbst ein, das ohne Gewalt ein leeres Wort blieb. Gewiß: es wäre ein Glück für Deutschland gewesen, wenn der Kaiser die schwedischen Bedingungen angenommen hätte: nach achtzehn Jahren voll von Blutvergießen haben wir viel schlimmere Dinge hinnehmen müssen. Aber es war kein Gedanke, daß Ferdinand II. 1630, wo er noch der frische Sieger in drei Kriegen war, sich zur Aufgabe der Frucht seiner Siege verstehen würde: „was könnte, rief Dohna den Schweden zu, euer König mehr begehren, wenn er als Sieger mitten in Deutschland stünde?“ Es ist nicht einmal zu wirklichen Verhandlungen in Danzig gekommen: Dohna trat in dieser, Gustav der Hölle halber abgeneigten (S. 14) Stadt so auf, daß er die Abneigung der Bürgerschaft gegen Schweden geffentlich schürte. Drenstjerna verlangte unter diesen Umständen Verlegung der Zusammenkunft nach Elbing; das erklärten die Dänen als außerhalb ihrer Vollmachten liegend: am 16. Juli reisten sie schließlich ab, und einige Stunden nachher folgte ihnen Dohna — zu einer Zeit, da die Landung Gustavs in Pommern bereits erfolgt war.

Die Rüstungen Gustavs näherten sich im Mai 1630 allmählich ihrem Ende; die Truppen, mit denen er nach Deutschland übersehen wollte — 10000 Mann zu Fuß, 2600 Reiter und 600 Kanoniere, zusammen etwas über 13000 Mann — und die Schiffe wurden angewiesen sich in dem Hafen von Elsnabben zu versammeln. An sich war dem König von dem Reichstag eine Aushebung bewilligt worden; um aber das erschöpfte Land nicht so vieler Arbeitskräfte zu berauben, wurde jedermann, der aushebungspflichtig war (S. 21), frei gestellt sich durch drei Tonnen Theer oder eine entsprechende Geldsumme zu lösen. Am 29. Mai berief der König den Reichstag ins Schloß nach Stockholm, um sich vor seiner Abreise zum Heer feierlich zu verabschieden. Er that es in einer Vorahnung des Todes. „Da es gewöhnlich geschieht, daß der Krug solange zu Wasser geht, bis er zerbricht, so wird

es auch mir endlich ergehen, daß ich, da ich bei so manchen Gelegenheiten und Gefahren für Schwedens Wohl mein Blut vergossen habe, bisher aber durch Gottes gnädigen Beistand am Leben erhalten worden bin, es zuletzt doch lassen muß." Er stellte allen Anwesenden seine ins vierte Jahr gehende Tochter Christina (geb. 18. Dezember 1626), sein einziges Kind, als Erbin des Reichs vor; er umarmte und küßte sie und befahl sie der Treue aller an. Im Gefühl, „daß manche sich einbilden möchten, dieser Krieg werde ohne Ursachen unternommen“, rief er Gott den Allerhöchsten, vor dessen Angesicht er hier sitze, zum Zeugen an, daß er das nicht aus eigenem Gefallen oder aus Kriegslust thue, sondern aus Not und Zwang, beleidigt und gereizt vom Kaiser, angerufen von seinen bedrängten Nachbarn, in der Absicht die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joch zu befreien. Jedem einzelnen Stande, der im Reichstage Sitz und Stimme hatte, widmete er ein herzliches Wort des Abschieds, dem Reichsrat (S. 14), dem Adel, der Geistlichkeit, Bürgerschaft und den Bauern; er schloß mit einem Gebet aus dem 92. Psalm. Alle Anwesenden waren von dem Ernst des Augenblicks tief ergriffen; es war, das empfand jeder, eine schicksalsvolle Stunde für den König, für seine Tochter, für Volk und Land; kein Auge, sagt ein Bericht, blieb thränenleer. Um das Gefühl vor dem Ernst der Zeit in die weitesten Kreise zu tragen, ordnete der König für drei Tage Fasten und Gebete an. Am 9. Juni begab er sich dann nach Elfsnabben zur Flotte, die aus 28 Kriegsschiffen und 200 Transportschiffen bestand; seit 12. Juni war alles zur Abfahrt fertig. In diesem Augenblick erschienen Gesandte des Herzogs Bogislaw XIV. und baten um Neutralität: der König antwortete, gerade Pommerns müsse er sich versichern.

Schon Ende März hatte der Oberst Leslie, ein Schotte, der die schwedischen Truppen in Stralsund befehligte, den Krieg mit einem Angriff auf die Insel Rügen eröffnet, die es um so mehr zu nehmen galt, als der König von Dänemark sich mit dem Gedanken trug, sie dem Herzog von Pommern abzukufen. Die Kaiserlichen hatten dort mehrere Schanzen errichtet, auf die sie sich verließen „wie der Bock auf seine Hörner“: gleichwohl wurden sie gezwungen eine um die andere aufzugeben, und am 14. Juni

erstürmte Leslie auch die letzte beim „neuen Tief“: 50 Mann wurden in ihr niedergehauen; die übrigen verließen die Insel.

Gustav richtete aus Elfsnabben noch ein letztes Abschiedswort an sein Volk, in dem er mit vollstem Nachdruck den Schutz der hart verfolgten evangelischen Kirche und der Freiheit als Ziel seines Unternehmens hinstellte. Auch ließ er ein zunächst lateinisches, in Stralsund dann verdeutschtes, Schreiben ausgehen, das den Krieg mit allen den früher aufgezählten Feindseligkeiten des Kaisers rechtfertigte, mit den zwei Hilfszügen von 1627 und 1629 nach Polen, mit der Wegnahme seines Schreibens an Bethlen Gabor, mit der Mißhandlung schwedischer Kaufleute, der Bedrängnis Stralsunds, der Anmaßung des Generalats der Ostsee, der Zurückweisung seiner Gesandten vom Lübecker Friedenskongreß. Auf die Beschwerde, die der Edelmann Sten Bjelke in Gustavs Namen gegen Arnims Marsch nach Polen bei Wallenstein erhoben, habe der kaiserliche Feldherr nur geantwortet, der Kaiser habe ein so mächtiges großes Kriegsvolk, daß er sich dieser Regimenter erleichtern müsse: an die Kurfürsten habe sich Gustav zwar gewandt, aber da die alte Freiheit im Reiche nicht mehr bestehe, so seien alle innerlichen Mittel dem Reiche benommen, und die Kurfürsten hätten dadurch, daß sie keinerlei remedia gegen des Kaisers Unbilligkeit vorzuschlagen gewußt hätten, mit solchem Stillschweigen selbst zugestanden, daß die Kön. Maj. in Schweden befugt sei selbst sich um fügliche Mittel zu Erlangung von Genugthuung zu bewerben und zu den Waffen zu greifen. Mit dem friedlichen Hinweis darauf, daß der König keinen Stand des Reichs angreifen, sondern allein die eigene und allgemeine Freiheit verteidigen wolle, schließt die Schrift. Ihr Inhalt zeigt genugsam, daß sie auf die breiteste Oeffentlichkeit, insbesondere auch auf die katholischen Mächte, berechnet ist: sie übergeht, was der König soeben erst seinem ganz evangelischen Volke sagte, was er bald den deutschen Protestanten ans Herz zu legen nicht müde geworden ist, daß nämlich der Krieg ein Krieg für das Evangelium sei, und behandelt nur die politischen Beschwerden, von denen Gustav ausging. Darf man daraus folgern, daß das religiöse Motiv für den König nur ein Mittel zum Zweck, eine Maske gewesen sei, die er nach Bedarf vornahm oder weglegte? Mit nichten: beide

Gesichtspunkte waren für ihn maßgebend, der religiöse wie der politische, und sie waren untrennbar in einander verflochten. Es entsprach nur selbstverständlichen politischen Rücksichten, in deren Beobachtung der Kaiser ebenso bewandert war als Gustav, wenn je nach den Verhältnissen das eine oder das andere mehr in den Vordergrund gestellt oder auch beide zusammen betont wurden: die wirkliche Entscheidung ward überhaupt von anderen Dingen bestimmt als von Worten, und daß von dem Schicksal der schwedischen Waffen auch die Erhaltung des Protestantismus und die Eindämmung des „absoluten posse“ des Kaisers abhing, darüber hat sich ohnehin damals kein Mensch getäuscht. Sonach ist es völlig der Sachlage entsprechend, wenn ein mit Gustavs Absichten sehr vertrauter Mann, sein Hofmarschall Dietrich von Falkenberg, im August 1630 den Pommerern gesagt hat, sein Herr sei um zweier Dinge willen ins Reich gekommen: den Kaiser an der Ostsee nicht zu mächtig werden zu lassen und dem Papst zu steuern, und eins ergab sich aus dem andern.

III. Kapitel.

Gustavs Persönlichkeit. Eroberung Pommerns. Leipziger Konvent. Fall Magdeburgs.

An dieser Stelle ist es wohl am Platze, daß wir uns des Königs Persönlichkeit, so wie sie damals den Zeitgenossen erschien, mit einigen Strichen vergegenwärtigen.

Gustav stand im 36. Lebensjahr: er war von hohem Wuchs, neigte aber schon zur Fülle, ohne indessen dick zu sein: er hatte blaue, blühende Augen, goldblondes Haar, ein männlich schönes Antlitz, mit „hoher Stirn und römischer Nase, so daß das Profil ein antikes Gepräge hatte“, und „gelben gespitzten Bart“; der Gesamteindruck war der „einer schönen, heroischen und tapferen Person“. Man wollte wohl bemerken, daß er schon frühe gegen seine Umgebung gewöhnlich verschlossen, überlegt und kalt gewesen sei: ein König mag sich auch mit Recht wohl vorsehen, daß

er nicht von seiner Umgebung abhängig wird, und wer auf so angefochtenem Thron saß wie Gustav, der that wohl, zu mißtrauen. Aber wo er den gewöhnlichen Leuten, so berichten wenigstens die Deutschen, gegenüber trat, da entzückte er alle durch seine Liebenswürdigkeit: die Gesandten der Städte hat er immer mit entblößtem Haupte empfangen: wenn er durch die Straßen ritt, wo sich alles danach drängte ihn zu sehen, da ward er nicht müde das Barret abzunehmen und die Grüße zu erwidern: mit den Soldaten, die vor seinen Thüren Wache hielten, ließ er sich oft in freundliche Gespräche ein: hatte er in aufbrausendem Zorne jemand verletzt, so versäumte er nicht zuborkommend Genugthuung zu geben: manchen gewann er so erst recht für sich. Die Gabe der Rede war ihm in hohen Maße verliehen; er sprach, wie die zahlreichen erhaltenen Proben zeigen, frisch von der Leber weg, ohne die Weitschweifigkeit und Formlosigkeit, welche den amtlichen Stil jener Tage verunstaltet, mit glücklichen Bildern und leuchtenden Gedankenblitzen, so daß man nicht selten an Bismarck erinnert wird; lateinische, französische und andere Zitate und Redewendungen flocht er ungesucht ein. Wie der Achilleus Homer in seinem Zelte die Zither schlägt, so sah man ihn die Laute in der Hand „in Tönen träumen:“ gleich Cäsar und Friedrich hat er auch geistvolle Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Zeit hinterlassen, und selbst drei Lieder, die etwas Volkstümliches haben, sind von ihm erhalten. Man empfand, daß er mit durchdringendem Blick Menschen und Dinge in ihrem Grund erfaßte; daß er, hoch über der Menge stehend, diese, die immer unbeständig ist, mit überlegener Sicherheit lenkte; daß er mit kühler Berechnung seine Entwürfe aufstellte, allen an Einsicht überlegen, nur etwa Dyenstjernas Rat sorgsam einholend, aber auch hier selbst entscheidend: daß er durch nichts zu verblüffen und einzuschüchtern war: „er war, sagt das *Theatrum Europaeum* II 229, im Streit (=Krieg) ein unalterierter Direktor, präsenten Gemüts, beim Feind sowohl als im Vanket:“ von der Völlerei jener Zeit war er frei: „bei Wassertrinken, äußerte er, kann ich mich besser besinnen.“ Immer aber erstaunte man wieder über die Kühnheit, die aus all seinem Wesen sprach, in seinen Worten erklang, aus seinen Augen leuchtete; wo er Widerstand fand, da schickte er sich

sofort an ihn zu Boden zu schlagen; „ich bin, hat er zu den Frankfurtern gesagt, nie länger als acht Tage vor einer Festung gelegen: wo sie sich nicht akkommodiert, da lasse ich Sturm anlaufen.“ Gustav ist nicht weniger als dreizehn mal verwundet worden, wie der französische Marschall Villars: er hatte den Glauben an eine Bewahrung durch eine höhere Hand wie alle großen Helden: in demüthiger Frömmigkeit wußte er sich eins mit seinem Gott und Heiland, zu dessen Tisch er immer nur nach sorgfältiger dreitägiger Vorbereitung ging, dessen Bibelwort er selbst auf Erholungsreisen immer mit sich nahm, dessen Sache er führte. Gloria Altissimo, Sueorum Refugio, „Ehre dem Allhöchsten, der Zuflucht der Schweden,“ war sein Spruch, der die lateinischen Anfangsbuchstaben seines Namens und Titels enthält. Sein treuer Kanzler warnte ihn einst in Preußen, er solle sich nicht so vermessen dem Tode aussetzen; aber Gustav antwortete mit unerschütterlichem, heiterem Vertrauen auf den himmlischen Vater: „Gott der Allmächtige lebt“: „einen fröhlicheren Heldenmuth, sagt der schwedische Geschichtsschreiber Erik Gustav Geijer, hat es auf Erden niemals gegeben.“ Auch in sittlicher Beziehung steht Gustav über den meisten Fürsten jener Zeit: ein einziges mal, als er der Hoffnung das Hoffräulein Ebba Brahe zu heiraten entsagen mußte, ließ er sich in der Meinung nicht zur Ehe zu schreiten, es war im Sommer 1615, in ein verbotenes Verhältniß ein, zu der schönen Tochter des reichen holländischen Direktors der persischen Handelsgesellschaft, Margarete Cabelliau: der am 24. Mai 1616 dieser Liebe entsprossene Sohn Gustav studierte 1632 in Wittenberg und erhielt 1648 das Bisthum Osnabrück. Aber seit Gustav 1620 die schöne, gütige und künstlerisch reich veranlagte Marie Eleonore von Brandenburg geheiratet hatte, war er das Muster eines Gemahls. Orenstjerna hat ihn deshalb aus voller Ueberzeugung „einen gottesfürchtigen Herrn in Worten und Thaten bis in den Tod“ genannt. Die Stellung Gustavs aber beruhte vor allem darauf, daß er König und Religionsoberhaupt, Staatsmann und Feldherr in einer Person war: alle Fäden liefen in seiner Hand zusammen, alle Antriebe gingen von ihm aus; er prüfte selbst die Rechnungen und richterlichen Urtheile; man sah ihn in den Bergwerken und auf den Werften; ungetreuen oder ungerechten

Beamten drohte er, der Strang werde ihr Halsband sein. „Er wußte, sagt das Theatrum Europaeum, alle Officia sehr artig und ohne Mühe zu dirigieren; die hohen und niederen Offiziere waren nach seinem Humor und Manier wohl abgerichtet.“ Er war alles in allem eine wahrhaft königliche Gestalt, wie die Weltgeschichte neben ihm wohl nur vier oder fünf hervorgebracht hat, Alexander und Cäsar, Hannibal, Karl den Großen und Friedrich den Einzigen.

Lange lag die Armada des Königs in Elfsnabben still, da widrige Südwestwinde das Auslaufen unmöglich machten: als sie endlich das hohe Meer gewann, erhob sich der Gegenwind nochmals so stark, daß man wieder nach dem Hafen zurückkehren mußte: im Ganzen vergingen über der Ueberfahrt fünf Wochen, so daß es notwendig ward aus den Seestädten Lebensmittel nachzuholen. Endlich am 26. Juni konnte die Landung auf der Nordspitze der Insel Usedom erfolgen; es war schon fast Abenddunkel, da stießen die ersten Boote von den Schiffen ab: eins trug den König, der beim Aussteigen das Brett verfehlte und sich das Knie etwas beschädigte. Mit inniger Freude vernahm man in protestantischen Kreisen, daß Gustav sofort, wie er das Land betreten hatte, unter freiem Himmel niederkniete und Gott, dem Herrscher über den Himmel, die Erde und das wilde Meer, für die glücklich vollendete Ueberfahrt dankte; ihn auch für fernerhin um Gnade und Segen bat, damit er den zurückgebliebenen Teil der Armada bald auch mit fröhlichen Augen sehen und das heilige Werk der Hilfeleistung für die bedrängte Kirche fortsetzen möge. *) „Der Würfel ist geworfen, rief des Königs Gesandter im Haag, Ludwig Camerarius; S. Kgl. Maj. hat nicht nur den Rubikon, sondern das weite Meer überschritten.“ Die schwere Wucht des Augenblicks fiel allen auf die Seele; unter diesem Eindruck, daß es nun kein Zurück mehr gebe, daß er des göttlichen Schutzes dringend bedürfe, wenn das Unternehmen nicht ihn, sein Haus und sein Land in den Abgrund reißen solle, trat das religiöse Moment überwältigend in der Seele des Königs hervor. Es heißt sehr falsch urteilen, wenn man sein Gebet heuchlerisch findet: Gustav fühlte in der

*) Eine sichere Ueberlieferung über die Worte des Königs giebt es nicht: die angeführten scheinen aber doch der Lage zu entsprechen.

Tiefe seines Wesens, was einst die Kreuzfahrer fühlten: Gott will es!

Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren in diesem Augenblick in sehr schlechter Verfassung. Auf dem „Kollegialtag“ in Regensburg (S. 19) ließ Maximilian von Bayern Namens der Liga gegen Wallenstein Sturm, und dieser hatte sich nach Süd-deutschland, nach Memmingen, begeben, um dem Kaiser nahe zu sein, falls dieser die Zumutung, seinen General zu entlassen, ablehnen und ein Konflikt auf Leben und Tod zwischen dem Reichsoberhaupt und der kurfürstlichen Oligarchie entbrennen sollte. So waren die Truppen ohne den Führer, dem sie blind vertrauten, so schlecht verpflegt, daß sie oft bettelten und in drei Tagen kein Brot bekamen: viele entliefen zu den Schweden; andere nahmen den seit drei Jahren ausgezogenen Pommern ihre letzte Habe weg. Gustav hat zunächst, wie erwähnt (S. 28), nicht mehr als 13000 Mann nach Usedom herüber gebracht: auch für sie war schwer Brot aufzutreiben; es gelang ihm aber bei der trostlosen Verfassung des Gegners die ganze Insel Usedom, dann auch Wollin ohne große Schwierigkeit zu besetzen, und am 20. Juli vor der Hauptstadt Stettin zu erscheinen. Vergebens bat Herzog Bogislaw abermals um Neutralität; er konnte sich darauf berufen, daß er ja auch keine kaiserlichen Truppen in Stettin eingelassen habe. Sie lagen in nächster Nähe unter dem kaiserlichen Befehlshaber in Hinterpommern, dem Italiener Torquato Conti: es galt diesem gewandten und umsichtigen, aber über alle Maßen raubgierigen Heerführer unter allen Umständen zuvorzukommen, da zu fürchten war, daß er zu einem Handstreich auf die Stadt schreite, die „durch Kaufhandlung merklich gewachsen war, mit Gräben, Mauern und Wällen wohl versehen, und deren Umgegend wegen des guten Bodens viel Getreide über das Meer führte.“ Der pommerische Oberst Damitz ließ die Bürger bei ihren Fahnen antreten, um sich äußerstenfalls gegen die Schweden zur Wehr zu setzen; aber der alte Herzog wollte kein Blutvergießen. Er kam zu einer Unterredung mit Gustav aus der Stadt heraus, und das Ende war, daß der König am Abend des 20. Juli einen Vertragsentwurf vorlegte, über den einige schwedische Räte, so der Hofmarschall Dietrich von Falkenberg und Philipp Sattler,

mit einigen pommerischen verhandeln sollten. Die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge: die Pommern betonten mit großer Zähigkeit, daß sie kraft geschworener Eide auf den Kurfürsten von Brandenburg als rechtmäßigen Erbherrn nach Bogislaw's Tode Rücksicht zu nehmen hätten: am 1. September erschien der König selbst auf dem Schloß in Stettin und hielt eine Rede an den Herzog und seine Räte: weshalb sie sich so sehr um Brandenburg kummerten, das sich drei Jahre lang ihrer in all ihrer Not nicht angenommen habe? Nun, am 4. September, wurde das Bündnis abgeschlossen (und zwar so, daß der König den pommerischen Bedenken Rechnung trug); aber das amtliche Datum des Vertrags ward auf den 20. Juli, den Tag des ersten Entwurfs, zurückverlegt. Das Bündnis sollte zunächst auf zehn Jahre gelten, dann aber erneuert werden. Der Herzog erklärte im Eingang des Vertrags, daß er nichts gegen des Kaisers Majestät oder das Reich vornehme: im Gegenteile sei seine Absicht, eben durch das schwedische Bündnis das Reich in seiner alten Form, Freiheit und Ruhe zu erhalten und allein gegen die Landverderber sich zu schützen, welche ohne Recht, gegen alle Billigkeit, Pommern überzogen hätten; der Vertrag sei lediglich zum Zweck der Verteidigung, nicht des Angriffs abgeschlossen. Beide Fürsten verpflichteten sich zu gegenseitiger Hilfeleistung und gewährten ihren Unterthanen völlige Handelsfreiheit nach und das Indigenatsrecht in beiden Ländern. Alle Plätze, aus denen die Landverderber verjagt würden, sollten — ebenso Stralsund — dem Herzog zurückgegeben, das Bistum Camin vor Restitution an die römische Kirche bewahrt werden und die freie Wahl eines Bischofs dem Domkapitel erhalten bleiben. Der Vertrag sollte ohne Wissen des andern Teils nicht aufgehoben, der Beitritt anderer christlicher Potentaten vorbehalten werden. Am Schluß wahrte der König von Schweden — der im Vertrag mit Nachdruck sein Interesse an der Ostsee hervorhob — sich das Recht, falls Bogislaw ohne männliche Leibeserben sterbe, ehe Brandenburg — als Eventual-Nachfolger in Pommern — diesen Vertrag bestätigt habe, oder falls Brandenburgs Nachfolgerrecht von andern angefochten werde, Pommern in einstweilige Verwaltung zu nehmen, und dies sollte solange fort dauern, bis die Erbfolgefrage entschieden sei und die

Kriegskosten von dem Nachfolger an Schweden abgetragen seien, aber ohne daß das Land Pommern oder dessen Stände dazu etwas zu leisten haben sollten. Die Pommern waren nicht dazu zu bewegen, diesen Vorbehalt als einen Teil des eigentlichen Vertrags anzunehmen, da er ihrer Pflicht gegen Brandenburg widerstreite; der König begnügte sich schließlich, ihn als seine einseitige Willenserklärung dem Bündnis anzuhängen. In dieser Beschränkung haben die Stände den Vertrag 1631 anerkannt und sich verpflichtet, an den König von Schweden 200 000 Thaler Kriegsbeitrag zu zahlen und ihm die Erhebung eines 3prozentigen Zolls in allen Häfen des Herzogtums zu gestatten: Pommern ward zur „Defensionsverfassung“ in zehn „Quartiere“ geteilt, die eine monatliche „Assistenz“ in Geld zu leisten hatten.

Von dem Vertragsabschluß gab Bogislaw dem Kaiser mit schwerem Herzen Nachricht; er beteuerte, daß er nach wie vor ein getreues membrum des heiligen römischen Reichs bleiben wolle. Natürlich „hörte der andre — auch in diesem Falle — nur das Nein“, und die kaiserlichen Truppen antworteten auf den Abfall des Herzogs, dem man sogar, sehr mit Unrecht, die Herbeirufung Schwedens schuld gab, mit einer barbarischen Verwüstung der Umgegend von Stettin; den pommerischen Soldaten gaben sie keinen Pardon mehr. Auch in Berlin nahm man die Nachricht von diesen Vorgängen mit Unlust auf; die pommerische Erbschaft, die bei Bogislaws hohem Alter so nahe gescheien hatte, drohte dem Kurfürsten aus den Händen zu entschlüpfen, und der Schluß des Vertrags, welcher Ersatz der Kriegskosten ohne Zuthun Pommerns forderte, enthielt eine geradezu unerfüllbare Bedingung für den Abzug der Schweden. Ein brandenburgischer Abgeordneter, der damals zu Gustav kam, ein Herr von Wilmersdorf, brachte das Gesuch vor, der König möge einen Waffenstillstand gewähren, damit der Kurfürst vermitteln könne. Aber der König antwortete: des Kaisers Intent gehe auf Ausrottung der evangelischen Religion; der Kurfürst möge endlich *mascula consilia* fassen, männliche Entschlüsse; *qui se fait brébis, le loup le mange*: hier kämpfen Gott und der Teufel miteinander: zwischen diesen müsse der Kurfürst sich entscheiden. Nach Stettin wurde jetzt im Einvernehmen mit Herzog und Rat eine schwedische Besatzung

von 4000 Mann gelegt, die vom König bezahlt, von der Stadt beherbergt werden sollte; die Festungswerke wurden auf Kosten der Stadt alsbald sehr verstärkt. Stralsund weigerte sich in den Gehorsam gegen den Herzog zurückzukehren, dessen schlechte Ratgeber die Stadt in die größte Gefahr gebracht hätten: auf dies hin erklärte Gustav, gegen ihren Willen könne man die Stadt nicht zwingen eine fernere Verbindlichkeit anzuerkennen. So blieb Stralsund der Form nach selbständig, in Wahrheit unter Schwedens Schutz.

Mit der Besitznahme Usedom, Wollins und Stettins hatte Gustav sich vollständig in den Besitz der Odermündungen gebracht; aber es fragte sich, ob er diese vorgeschobene Stellung gegenüber den beiden kaiserlichen Heeren würde behaupten können, von denen das eine unter dem Herzog von Savelli in Vorpommern, das andere, wie schon erwähnt, unter dem Grafen Torquato Conti (S. 35) in Hinterpommern stand. Indessen, wenn schon die Lage der Schweden in dem durch drei Jahre ausgefogenen Lande zu Anfang sehr mißlich war, so daß ihre Ernährung auf die äußersten Schwierigkeiten stieß, so waren die kaiserlichen Truppen andauernd in noch viel üblerer Verfassung und zogen sich vor dem Anrücken der Schweden oft so rasch zurück, daß der König an Kriegslist und Hinterhalt dachte. So gelang es den Schweden, sich rechts und links von der Oder auszubreiten. In erster Richtung besetzten sie Damm, Stargard, Greifenberg, Treptow, Raugard, Plathe: ja selbst bis Rügenwalde drangen sie vor und schnitten so die Befestigung Kolbergs allmählich von der Verbindung mit dem übrigen Heere ab. In westlicher Richtung fielen ihnen Anklam, Klempenow, Pasewalk und Wolgast — zuerst die Stadt, dann, am 25. August, auch das von Hauptmann Schlechter ausnahmsweise zäh verteidigte Schloß — in die Hände, so daß sie die Küste von Stralsund bis Stettin mit Ausnahme des Strichs bei Greifswald völlig beherrschten. Es war einer der wenigen Rückschläge des Glücks, daß Savelli zu Anfang Septembers durch einen Vorstoß von Greifswald aus den Schweden Klempenow und damit den Paß über die Tollense und dann auch Pasewalk wieder entriß; diese Stadt wurde dabei mit Raub, Mord, Brand und Unzucht allerlei Art in grausamster Weise verheert; z. B. wurden

zehn Kinder, die sich in einen Keller geflüchtet hatten, durch Anzündn von Stroh in den Lufen erstickt, und eine Menge von Erwachsenen beiderlei Geschlechts erschlagen.

Während diese Dinge in Pommern sich begaben, traten in andern Theilen Deutschlands Ereignisse ein, welche Gustavs Plänen sehr förderlich waren. Die Stadt und das Erzbistum Magdeburg hatten bis zum dänischen Kriege den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, den Oheim des Kurfürsten Georg Wilhelm, zum Administrator gehabt; 1626 war er aber nach der Niederlage des Dänenkönigs bei Lutter, mit dem Domkapitel zerfallen, flüchtig geworden. Die Versuche Wallensteins, der starken Elbfeste ein kaiserliches Regiment als Besatzung aufzudrängen, und die Absicht des Kaisers, die erzbischöfliche Würde, zu deren Verwaltung Christian als Rebell unfähig erklärt war, nicht an den Prinzen August von Sachsen kommen zu lassen, den Sohn des Kurfürsten, sondern sie seinem eigenen Sohn Leopold (S. 11) zu übertragen: alle diese Dinge hatten in Magdeburg große Besorgnisse hervorgerufen, und namentlich die Masse der Bürgerschaft war äußerstenfalls zum bewaffneten Widerstand entschlossen, während der Rat zu verhandeln geneigt war. Von dieser Stimmung des Volkes vernahm der flüchtige Administrator in Holland; bettelhaft verarmt, wie er war, und voll Verlangen heimzukehren, ging er 1629 nach Stockholm und setzte sich mit Gustav in Verbindung, der ihm, wenn auch zögernd, da er Christians Wichtigkeit erkannte, doch Hilfe zusagte, sobald er zum Einfall in Deutschland entschlossen war; denn eine Schilderhebung Magdeburgs mußte einen Theil der kaiserlichen Streitmacht beschäftigen und von Gustav ablenken. In Begleitung eines Abenteurers Stalman, den Gustav zu seinem Gesandten in Magdeburg ernannte, begab sich Christian insgeheim am 6. August nach Magdeburg und wurde am 11. August unter dem Druck der Volksstimmung — die Stalman durch allerlei lügenhafte Vorspiegelungen von einem am 14. August bevorstehenden Uebertritt der Evangelischen zu Schweden beeinflusste — vom Rat in eine Sitzung zugelassen. Hier wurde der Beschluß gefaßt, dem vermeintlich im Werden begriffenen „evangelischen Wesen“ und dem König von Schweden als dessen Direktor sich anzuschließen und sich in Gustavs Schutz zu begeben; man meinte

durch längeres Zaudern den Anschluß an die allgemeine evangelische Union zu versäumen. Das Bündnis sollte aber nicht gegen den Kaiser (vgl. S. 36) gerichtet sein, sondern gegen diejenigen, welche des Kaisers Zusicherungen entgegen die Evangelischen unterdrückten. Die Stadt sollte höchstens 500 Mann schwedische Besatzung einnehmen müssen, deren Unterhalt der König bestreiten sollte. Der ganze Vorgang war übereilt, weil Gustav noch viel zu weit entfernt war, um Magdeburg direkt beistehen zu können, und weil die Stadt noch nicht für eine Belagerung vorbereitet, namentlich die Festungswerke noch nicht vollendet waren. Aber die Sache schuf doch dem König Nutzen, indem so voraussichtlich ein erheblicher Teil der feindlichen Streitkräfte abgelenkt ward, und eben in dieser Erwägung hat der König auch Stalmanns Vorgehen gebilligt und ihm durch den Gesandtentitel ein Ansehen verliehen, das er persönlich niemals gehabt hätte. Den Vertrag mit Magdeburg hat Gustav am 26. August unterschrieben.

Von noch größerer Bedeutung waren aber die Dinge, welche sich zu dieser Zeit in Regensburg abspielten. Dorthin war von Mainz auf das Drängen des Hauptes der Liga, des Kurfürsten Maximilian von Bayern, unter Zustimmung des Kaisers ein sogenannter Kollegialtag der Kurfürsten berufen worden (S. 19), um über die Abstellung der Beschwerden der Stände und über Aufrichtung des Friedens im Reiche zu beraten. Die katholischen Kurfürsten erschienen persönlich; die beiden protestantischen verweigerten dies, weil sie durch die katholische Mehrheit überstimmt zu werden fürchteten, und entsandten nur Bevollmächtigte, welche mehr als Zeugen und Zuhörer denn als Mitarbeiter anwesend sein sollten; sie sollten je nachdem gegen die Beschlüsse der Mehrheit Einsprache thun, also passiven Widerstand leisten. Indem Kurfürst Johann Georg am 23. Mai eine Schrift an den Kaiser eingab, welche nicht bloß über die Kriegslasten, sondern auch über das Restitutionsedikt Beschwerde führte, war im Kurfürstenkollegium die religiöse Spaltung hervorgetreten und seine einheitliche Haltung zerstört. Am 3. Juli wurden die Beratungen durch den Kaiser selbst mit einer Proposition eröffnet, welche unter Berufung auf die von Holland, Schweden und Frankreich drohenden Gefahren vorschlug, daß über die Mittel zur Abwehr beraten werde; von

der Möglichkeit friedlicher Beilegung der vorhandenen Gegensätze war wenig die Rede. Ganz anders aber war die Meinung der Kurfürsten. Nicht die auswärtigen Schwierigkeiten waren in ihren Augen die Hauptsache, sondern die inneren. Schweden war nach ihrer Ansicht durch den Arnim'schen Hilfszug nach Polen (S. 8) und die Rüstungen an der Ostsee zum Glauben veranlaßt worden, daß der Kaiser ihm an den Hals wolle — ein sehr merkwürdiges Zeugnis aus dem Mund gewichtiger Beobachter —; Hollands Uebergriffe ins Reich seien ebenso durch spanische Maßnahmen veranlaßt worden; der Krieg um Mantua (der zum Krieg mit Frankreich geführt hatte, in dem am 16. Juli 1630 Mantua von den Kaiserlichen unter Collalto erstürmt wurde) werde zwar dem Namen nach um ein Reichslehen gekämpft; aber in Wahrheit habe das Reich von diesem Lehen gar keinen Nutzen, und es sei unerhört, daß die im Reich erhobenen Kontributionen auf diesen italienischen Feldzug verwandt würden. Mit allem Nachdruck verlangten die Kurfürsten, daß der Kaiser das Reich nicht in weitere Kämpfe verwickle, sondern Frieden mache und unter allen Umständen Wallenstein absetze, dessen Heer das ganze Reich so aus-
 sauge, daß selbst ein Stein es nicht unerbarmt hören könne. Es ist damals in der That vorgekommen, daß Wallenstein mit einem persönlichen Gefolge von 700 Pferden reiste, worunter 43 Sechsspänner waren — wobei die Kosten natürlich von den durchzogenen Gegenden aufgebracht werden mußten —; daß er und seine Generale aufs Ueppigste lebten, „während die Soldaten kaum trocknes Brot hatten“, und z. B. Brandenburg seinen Schaden auf 20 Millionen Gulden berechnete, ohne daß es auch nur am Krieg teilgenommen hatte. Zu dem materiellen Druck kam die Mißachtung, mit der der Generalissimus und seine Leutnants die Reichsfürsten behandelten und welche diese als ein Anzeichen dafür betrachteten, daß Wallenstein mit seiner kolossalen Militärmacht „dem Reich eine andere Form geben,“ d. h. alle Fürsten verjagen und den Kaiser zum alleinigen Herrn machen wolle: in der That hat Wallenstein sich dahin geäußert, daß er den Kurfürsten das Gasthütel abziehen wolle und es in Deutschland werden solle wie in Frankreich und Spanien, wo nur ein Herr bestehe. Die Spannung ward so groß, daß die Räte des Kaisers ihn zur Nachgiebigkeit

drängten, damit nicht ein „gefährlicher Riß und Bruch entstehe“. Da Ferdinand II. die von ihm sehr ersehnte Wahl seines Sohnes zum römischen König ohne die Willfährigkeit der Kurfürsten niemals durchsetzen konnte; da er um jeden Preis es vermeiden wollte, daß die Liga ganz ins französische Fahrwasser getrieben werde (S. 16), so gab er am 13. August 1630 unter der Voraussetzung, daß Tilly den Oberbefehl auch über seine Truppen übernehme, seine Geneigtheit zu erkennen, „die Kriegsdirektion seiner Armada zu ändern.“ Es ist thatsächlich September geworden, bis dieser Entschluß Wallenstein mitgeteilt ward, und November, bis Tilly das Kommando übernahm; aber es war seit dem 13. August entschieden, daß das kaiserliche Heer durch Wallensteins Absetzung seine Seele verloren hatte. Auch seine Stärke sollte wesentlich vermindert werden; neben 21000 Ligiſten ſollten nur 39000 Kaiſerliche kämpfen, um die Schweden aus Deutschland zu vertreiben. Der Kaiſer verpflichtete ſich überdies, ohne Zuziehung der Liga weder Frieden zu ſchließen noch den Krieg auszudehnen, noch auch Kriegsſteuer zu erheben, und die Rückſicht auf die franzöſiſchen Beziehungen der Liga wie auf den ſchwediſchen Krieg zwang ihn auch, am 13. Oktober mit dem franzöſiſchen Bevollmächtigten, dem bekannten Kapuzinerpater Joſeph, den Regensburger Vertrag abzuschließen, kraft deſſen Herzog Karl von Nevers das Herzogtum Mantua zurückerhielt. Dagegen verpflichtete der erſte Artikel den König von Frankreich, die Rebellen und die Feinde des Kaiſers und Reichs in keiner Weiſe zu unterſtützen; ein Verſprechen, das Richelieu für eine unehrenhafte Preisgabe der Schweden und Holländer erklärte: er war entſchloſſen, ſich daran nicht zu binden. Wenn der Kaiſer gehofft hatte, für all ſeine Nachgiebigkeit gegen die deutſchen Fürſten wenigſtens durch die Wahl ſeines älteſten Sohnes Ferdinand zum römischen König entſchädigt zu werden, ſo ſchlug ihm auch dies fehl; die katholiſchen wie die proteſtantiſchen Kurfürſten lehnten die Wahl rundweg ab, und Richelieu konnte ſogar den Gedanken hinwerfen, daß die Wahl auf den König von Frankreich fallen könnte. Von den deutſchen Fürſten aber trat Landgraf Wilhelm V. von Heſſen, ein Mann von Entſchloſſenheit und Willenskraft, zu Guſtav in nahe Beziehungen; im November 1630 wurden die Grundzüge eines Waffenbündniſſes vorläufig

in Stralsund vereinbart (sogenannte „heffische Eventualkonföderation“).

Der neue Generalissimus der katholischen Streitkräfte, Tilly, suchte den schweren Uebelständen, durch welche die kaiserliche Kriegsmacht verhaßt geworden und in Auflösung geraten war, vor allem dem Mangel einer geordneten Bezahlung, abzuhelpen: wie er es von der Liga her gewohnt war, daß wenigstens die Hauptausgaben durch ständige Beiträge der Bundesglieder gedeckt wurden, so stellte er für die 39000 Mann kaiserlicher Truppen einen festen Anschlag auf und verlangte regelmäßige monatliche Bezahlung, so daß er nur für unvorhergesehene Notfälle auf Brandschatzung der Reichsstände angewiesen gewesen wäre. Aber einmal erwies sich die in Regensburg beschlossene Verminderung der Streitkräfte als unmöglich, weil man sonst den Schweden vollends nicht mehr hätte den Weg verlegen können — die Liga selbst behielt über 30000 statt 21000 unter den Waffen —; und dann war es völlig unmöglich, vom Kaiser mehr als Versprechungen zu erhalten: zu Gnadengeldern an Günstlinge hatte er immer noch etwas übrig, für sein Heer aber nichts, und so blieb es nach wie vor eine an allem notleidende, verzweifelte Räuberbande, die mehr den Freunden furchtbar war als den Feinden. Gustav konnte unter solchen Umständen im September bereits über Pommern hinausgreifen und einen Versuch auf Mecklenburg wagen, dessen Bevölkerung von Wallenstein durch Einquartierung und Kornwucher so ausgefogen war, daß sie jeden Angreifer als Erlöser begrüßte, und wo der kaiserliche Statthalter Wengersky von Wismar aus mit seiner kleinen, aber jetzt (S. 9) wohl gerüsteten Flotte die rückwärtigen Verbindungen des Königs bedrohte; er hat gelegentlich einmal mit vier Schiffen sechs schwedische in die Flucht geschlagen. Gustav hoffte durch die Besitznahme Mecklenburgs seinen eigenen Soldaten immerhin etwas „weitere“ Quartiere und damit leichtere Verpflegung zu schaffen. Das war um so nötiger, als seine Mittel äußerst knapp waren und manche Offiziere deshalb ihren Abschied nahmen, die Soldaten aber, die bisher in so strammer Zucht gehalten waren, sich aufs Rauben und Plündern legten; Oxenstjerna, der in Livland Mittel schaffen sollte, hielt es für das Beste Frieden zu suchen, ehe man ganz entblößt dastehet!

Gustav eroberte in Mecklenburg Damgarten und Ribnitz; aber Ende Oktober kam sein Vorgehen ins Stocken; die Hoffnung in dieser Richtung nach Magdeburg durchzubrechen war eitel. Inzwischen ward Feldmarschall Horn vor Colberg geschlagen und mußte ins Lager vor Stettin zurückkehren. Der König beschloß nunmehr durch einen großen Schlag dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben; daß der erfahrene Conti, der bisher dem König Schach geboten hatte, starb, konnte Gustav nur in seinem Entschluß bestärken. Durch 2500 endlich aus Preußen angekommene Reiter und durch livländisches Fußvolk verstärkt, warf er sich an der Spitze von 8000 Mann zu Fuß, 6000 Reitern, 10 halben Karthaunen (von welchen jede mit 24 Pferden bespannt war) und einer Anzahl leichter Feldstücke auf den kaiserlichen Feldherrn Schaumburg, der an Conti's Stelle getreten war und mit seinen halb verhungerten Truppen die beiden Plätze Greifenhagen rechts und Garz links von der Oder besetzt hielt. Nach zwei abgeschlagenen Stürmen wurden die drei kaiserlichen Regimente Holstein, Baden und Wangler, die Greifenhagen verteidigten, am 3. Januar 1631 überwältigt, eine so breite Bresche geschossen, „daß über zwanzig Wagen zugleich hätten hineinfahren können,“ und die Besatzung theils erschlagen, theils abgeschnitten, theils zersprengt. In den Straßen von Greifenhagen lagen so viele Tote, „daß man in Blut und Kutteln ging, gleichsam als auf einem Misthaufen.“ Schaumburg verzweifelte an der Möglichkeit, das schlecht besetzte Garz halten zu können; er zog sich in fluchtartigem Rückzug, unter lebhafter Verfolgung und schweren Verlusten, wobei die Regimente Sparr, Wallenstein, Götz und Alsfachsen völlig zersprengt wurden, auf Landsberg an der Warthe und von da auf Frankfurt a. d. Oder zurück. Binnen zwei Tagen hatte Gustav die Oderpässe gewonnen, mit Garz das Bollwerk der Neumark und Schlesiens in seinen Besitz gebracht und die Kaiserlichen zur Räumung ganz Pommerns — mit Ausnahme des nun auch so gut wie verlorenen Kolberg — gezwungen. Es war ein herrlicher Anfang des neuen Jahres; „Rex Sueciae, lautet ein Bericht aus Stettin, hat eine mächtige Victoria erhalten, welche wird ziemlich in die Welt klingen,“ in Augsburg, dem doch so weit entfernten, dem hart geknechteten (S. 10), „hingen

die Papisten die Mäuler;" in Wien begann man zu zittern, da man einen Einfall des Königs in Schlesien für wahrscheinlich ansah, und bereits nannten die Protestanten den König „Gustav den Großen“.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, daß in diese Niederlage auch der neue Generalissimus der katholischen Streitmacht, Graf Tilly, verwickelt wurde. Mit Unrecht ist ihm vorgeworfen worden, daß er drei Monate, die Zeit vom November bis Januar, ungenutzt habe verstreichen lassen und weder Magdeburg niedergeworfen, noch Gustavs Fortschritte in Pommern verhindert habe. In Wahrheit hat er, sobald er zum Oberbefehlshaber ernannt war, um die Mitte Novembers Regensburg verlassen und sich über Bamberg und Fulda nach Hameln an die Weser begeben, wo er am 8. Dezember war. Es galt hier, unter allen Umständen die Pässe über die Weser zu sichern, damit die Holländer, welche seit der Einnahme von Herzogenbusch (S. 17) und Wesel äußerst kühn geworden waren, und über ein Landheer von gegen 100 000 Mann verfügten, nicht über Soest, „ihr Raubnest“, den Magdeburgern zu Hilfe kämen; Gustav hatte den Plan, durch 10 000 geworbene Engländer und Schotten unter dem Marquis von Hamilton „ein Kriegstheater an der Weser zu errichten“ und mit den Holländern auf diese Art zum Entsatz Magdeburgs zusammen zu wirken. Zwar kam es in Regensburg zu einer Abkunft zwischen dem Kaiser, Spanien, der Liga und den Holländern, laut deren die Spanier und die Holländer gleichermaßen ihr Kriegsvolk vom Rhein und aus Westfalen zurückziehen sollten; aber die Abkunft gelangte erst im März und April 1631 zur Durchführung. So konnte Tilly, da ein Teil seiner (ohnehin nicht zu zahlreichen) Truppenmacht an der Weser zurückbleiben mußte, ein anderer unter Pappenheim sich jetzt vor Magdeburg legte, mit nur drei Regimentern zu Fuß (= 7000 Mann) ohne nennenswerte Reiterei — höchstens 5—600 Pferde — und Artillerie von Hameln über Halberstadt nach der Dessauer Brücke aufbrechen, um von da über Treuenbriezen Schaumburg die Hand zu reichen. Es war Pappenheims Meinung, daß nur der treue Gott verhütet habe, daß der König von Schweden seine Victoria zum Uebergang über die Oder ausnützte, in welchem Fall er •

Tilly in dem Flachland bei Treuenbriezen angetroffen und ohne Schwierigkeit aufgehoben hätte; ja er war der Ansicht, daß der König bis vor Magdeburg hätte vordringen und ihn selbst mit dem rechts der Elbe befindlichen Theil seines Heeres — fünf Kompagnieen zu Fuß und acht zu Pferd — hätte ruinieren können. Da Gustav Adolf über die Sachlage auf der gegnerischen Seite nicht genügend unterrichtet war, so ging diese Gefahr vorüber, und Tilly stieß am 24. Januar 1631 in Frankfurt a. d. Oder zu Schaumburg, wodurch die Behauptung der Oberlinie gegen die Schweden ermöglicht ward: Tilly und Schaumburg verfügten jeder über 8000 Mann, von denen des letzteren Truppen freilich aufs trostloseste abgerissen und entmutigt waren.

Nun standen die beiden Haupthelden der beiden Religionsparteien einander unmittelbar gegenüber, und es verlohnt sich wohl bei diesem Gegensatz einen Augenblick zu verweilen. Der König aus Schweden war nach den Worten eines Korrespondenten des Herzogs Wilhelm von Weimar „ein royalischer Herr von Ansehen, von Gliedern stark, hoch und von den Achseln bis in die Mitte breit und völlig, aber nicht sonderlich dicke oder feist.“ Tilly dagegen (geboren 1559) wird geschildert als „ein kleiner, hagerer Greis in spanischer Tracht.“ Das Benehmen des Königs war leutselig, sein Gemüt heiter und bezauberte jedermann, und selbst wo er streng und gebietend auftreten mußte, wußte er noch zu gewinnen; Tilly dagegen „erschien trotz seiner Noblesse und Höflichkeit hart und eckig.“ Der eine besaß mit seinen 36 Jahren noch die volle Schwungkraft des rüstigsten Mannesalters; der andere, 72 jährig, neigte naturgemäß zur Langsamkeit des Alters. Beide besaßen große kriegerische Erfahrung; aber während Tilly die überlieferten Formen der Taktik mit großer Gewandtheit handhabte, war Gustav ein militärisches Genie, das neue Bahnen einschlug, und der viel gerühmten Vorsicht des Gegners that es seine stürmische und doch überlegte Kühnheit zuvor. In politischer und diplomatischer Hinsicht entwickelten beide eine große Gewandtheit. Tilly verstand es zwischen dem Kaiser und der Liga stets wieder auszugleichen, so daß er der Vertrauensmann beider war, und auch bei den Evangelischen hatte er den Ruf eines gerechten Mannes; Gustav aber war nicht minder befähigt die Protestanten um sich zu scharen,

die zu ihm nach Richelieus Wort emporblickten wie der Schiffer zum Nordstern (vgl. S. 18), wie den Katholiken ein gewisses Vertrauen einzulösen, deren Gottesdienst er auch als Sieger achtete. In religiöser Hinsicht aber faßten sich beide Heerlager in diesen Personen zusammen. Tilly konnte den einzelnen Protestanten menschlich und rücksichtsvoll begegnen — den Protestantismus als solchen verabscheute er, und das Restitutionsedikt, dessen Verkehrtheit Wallenstein begriff, war ihm Sache des Herzens wie Sache des Rechts, von der es hieß: fiat justitia, pereat mundus. Eben hier aber warf sich ihm der König entgegen; den Protestantismus zu erretten war seine historische Sendung, und die politische Verbrämung, in welcher diese Sendung zeitgeschichtlich erscheint, ist vom weltgeschichtlichen Gesichtspunkt aus vergängliche That und Nebensache.

Von Frankfurt a. d. Oder und von Landsberg aus sperrte Tilly dem König den Uebergang sowohl über die Oder als über die Warthe; mit 16 000 Mann, von denen 3000 in Landsberg lagen, hielt er die 18—20 000 Mann Gustav vorerst im Schach. Der König nahm sein Hauptquartier damals in Bärwalde, und hier erschien Richelieus Abgesandter, der schon genannte (S. 14) Baron von Charnacé, und brachte am 23. Januar 1631 den Vertrag zu Stande, kraft dessen Frankreich an Schweden, dessen Hilfe Richelieu als wertvoll und notwendig erkannt hatte (S. 16), für das abgelaufene Jahr 300 000 Livres, für jedes der fünf nächsten Jahre 1 000 000 Livres (= 400 000 Reichsthaler) Hilfs Gelder zu zahlen versprach, damit der König 30 000 Mann zu Fuß und 6000 Kürassiere unterhalten könne; als Zweck des Krieges ward die Befreiung der unterdrückten deutschen Stände angegeben. Der Krieg sollte aber nur gegen den Kaiser geführt werden; mit Bayern und der Liga, mit denen Frankreich ohne Erfolg über ein Bündnis verhandelte, sollte Schweden Freundschaft oder doch Neutralität halten unter der Voraussetzung, daß diese ihm gegenüber das Gleiche thun würden; der Besitzstand der katholischen Religion in Deutschland sollte durch den König überall geachtet werden. Man sieht deutlich, wie Richelieus Bestreben darauf gerichtet war, seinen König als Schutzherrn beider Religionsparteien in Deutschland erscheinen zu lassen, der Protestanten gegen den Kaiser, der Katholiken gegen Schweden. Gustav sah das Bedenkliche dieser

Lage wohl ein; er band sich selbst die Hände, wenn er sich zur Schonung der Liga verpflichtete, die doch zu seinen Gegnern gerechnet werden mußte. Aber wie die Dinge thatsächlich lagen, war ja Tilly der gemeinsame Oberfeldherr der Ligisten und der Kaiserlichen: wenn diese die Oder und Warthe besetzt hielten, so umlagerten die Ligisten Magdeburg. Es war unter diesen Umständen nur zweierlei möglich: entweder die Ligisten zogen sich von dem Kriegsschauplatz freiwillig zurück und überließen dem Kaiser allein den Kampf gegen die Schweden, oder sie nahmen daran auch ferner Theil und setzten damit den König in das Recht auch seinerseits sie zu bekriegen. Frankreich wäre der erstere Fall durchaus der erwünschtere gewesen und es hielt die Thüre dazu offen; aber vorerst war das Eintreten dieses Falles so gut wie ausgeschlossen; die Liga wollte nicht durch feige Fahnenflucht den Verlust aller über die Evangelischen errungenen Erfolge verschulden. Es leuchtet ein, daß seitens Frankreichs der ganze Vertrag eigentlich ein schnöder Bruch des Regensburger Vertrages (S. 42) war, und Richelieu wünschte deshalb ihn geheim zu halten; allein Gustav theilte den Kurfürsten die Sache mit, und der Kaiser führte darauf in Paris Beschwerde. Die Antwort war: Schweden sei ein alter Verbündeter Frankreichs, demgegenüber man nicht weniger thun könne; der Kaiser gewähre ja auch den Spaniern gegen die Holländer Hilfe, die mit Frankreich verbündet seien.

Während Gustav ein paar Wochen in Bärwalde still lag, verhielt sich auch Tilly in Frankfurt ruhig, indem er die Bewegungen des Feindes sorgsam beobachtete. Sobald er aber hörte, der König sei in westlicher Richtung aufgebrochen, befürchtete er, daß dessen Absicht sei, sich von seinem brandenburgischen Schwager den freien Durchmarsch durch Rüstzin geben zu lassen und gegen die Havelinie vorzustoßen, die allein ihn dann noch vom Vormarsch auf Magdeburg abhielt, das nach Pappenheims Ausdruck immer mehr zum „Centrum des Krieges“ wurde. Sofort nahm Tilly jetzt seinen Weg auf Brandenburg, während Pappenheim die beiden andern Havelpässe Rathenow und Havelberg mit stärkeren Besatzungen besetzte; auch ward jetzt der Kurfürst von Bayern vermocht, die ligistische Reiterei, welche bisher in Oberdeutschland zurückgehalten worden war, nach Thüringen vorgehen zu lassen,

damit sie dem Oberfeldherrn für alle Fälle zur Hand sei. Bald aber vernahm Tilly, daß der König seinen Weg nördlich gegen Mecklenburg genommen habe, wo ein Italiener, Herzog Savelli, das kaiserliche Kriegsvolk befehligte, und änderte demgemäß auch seine eigenen Absichten.

Je näher durch alle diese Dinge der entscheidende Zusammenstoß der Hauptheerführer zu rücken schien, desto lebhafter fühlten die protestantischen Kurfürsten, deren Länder mehr und mehr der Kriegsschauplatz zu werden drohten, das Bedürfnis, daß die Evangelischen sich zu einer mannhaften Haltung aufrafften und nicht willenlos alles über sich ergehen ließen; es war sonst nichts anderes zu erwarten, als daß sie schließlich von der einen oder anderen Seite zu blinder Heeresfolge gezwungen würden. Der Kaiser hatte auf ein Schreiben des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen vom 12. August 1630, worin Zurücknahme des Restitutionsediktes verlangt war, in der schroffsten Weise geantwortet und sogar Geld und Lebensmittel für seine Armada gegen den schwedischen Reichsfeind gefordert. Deshalb hat Johann Georg schon Ende September 1630 den Plan der Abhaltung eines Konventes aller protestantischen Stände gefaßt, damit man sich über die Abstellung der fortdauernden Kriegsbeschwerden, auch der Kriegslasten, verständige. Der Kurfürst wollte durch eine solche Maßregel zugleich auch seine Stellung als Haupt der Evangelischen behaupten und sich nicht von Schweden die Zügel aus der Hand nehmen lassen; er wollte, daß etwas geschähe und doch nicht zuviel, daß man als „dritte Partei“ beiden Kriegführenden den eigenen Willen auferlege. Am 8. Januar 1631 schrieb er den Konvent nach Leipzig, auf den 16. Februar, aus; am 20. wurde er in der That, wie wir unten sehen werden, feierlich eröffnet. Um diese Zeit aber fielen auf dem Kriegsschauplatz gewaltige Schläge. Gustav hätte sich wohl am liebsten auf die Bedränger Magdeburgs geworfen; seit 29. Oktober war sein Hofmarschall, der tapfere Dietrich von Falkenberg, (S. 31. 35) als Befehlshaber in der Stadt: aber da dieses Unternehmen zu gefährlich war, solange die Kaiserlichen in Gustavs Rücken noch Greifswald in Vor-, Kolberg in Hinterpommern und fast ganz Mecklenburg — mit Wismar als Stützpunkt der Flotte — inne

hatten, so beschloß der König zuvörderst diesen Pfahl im Fleisch auszureißen und warf sich, indem er Horn mit 7000 Mann an der unteren Oder, Rniphausen mit 3000 in Vorpommern stehen ließ, selbst, wie erwähnt, mit etwa 16 000 Mann zum zweiten Mal (S. 43 f.) auf Mecklenburg, dessen Bevölkerung geneigt schien, sich für die vertriebenen Herzöge Johann Albrecht und Adolf Friedrich zu erheben. Des Königs Hoffnungen gingen hoch: er meinte sich jetzt der „ganzen Seefante“ zu bemächtigen und damit auch die Hansestädte Hamburg und Lübeck „in seine Devotion zu bringen“; von da aus gedachte er alsdann mit gesichertem Rücken Magdeburg zu entsetzen, was immer das vornehmste Kriegsziel für ihn blieb — vielleicht daß selbst das lauernde Dänemark dann den Entschluß faßte, sich wieder an dem Kampf gegen Habsburg zu beteiligen, dessen Festsetzung an der Ostsee in Kopenhagen eben so übel vermerkt worden war wie in Stockholm. Am 11. Februar besetzte der König Neubrandenburg, dann Klempenow, Treptow, am 22. das feste Schloß von Loitz: Malchin ergab sich seinem Parteigänger Johann von Moltke. Die kaiserlichen Besatzungen traten nach Art der Söldner meist einfach in des Siegers Dienste über, von dem sie Brot und Sold erwarten durften. Inzwischen erschien Tilly an der Havel, um zu retten, was in Mecklenburg zu retten war, und auch um einen Druck auf die in Leipzig tagenden Protestanten auszuüben; aber da die ligistischen Stände am Rhein ihre Beiträge gar nicht, die in Oberdeutschland nur zögernd, von dem allein pflichtgetreuen Kurfürsten Max gedrängt, einsandten, so fehlte es dem Obergeneral an Geld und noch mehr an Feldgeschütz und brauchbaren Pferden; er mußte einen Teil des Pappenheim'schen Korps an sich ziehen, um nur auf 10 000 Mann zu kommen, und inzwischen übergab der erbärmliche Herzog von Savelli nach nur zweitägiger Belagerung das zwischen Moräften gelegene, mit starken Mauern und überdies einem festen Schloß und einem dicken Turm bewehrte Demmin am 25. Februar an Gustav; dabei erbeuteten die Schweden 500 Wispel — d. h. etwa 10 000 Hektoliter — Getreide, 450 Zentner Pulver und 36 Geschütze. Das Verdienst des großen Erfolgs gebührte vor allem einem der besten Feldherren des Königs, Banér; er hatte die drei Battereien eingerichtet, welche das Schloß unter ein furchtbares

Feuer nahmen, und dessen Mauern mit rastloser Thatkraft unterminiert. Aber ebenso war Savellis Untüchtigkeit in die Wagschale gefallen: darüber waren Freund und Feind einig. „Herr, geht nach Italien oder an den Hof“, sagte Gustav zu ihm, „das steht euch besser zu als Krieg zu führen“. Tilly setzte ihn sofort ab; aber der Kaiser, den Savelli's Freunde bearbeiteten, übertrug ihm, statt ihn zu strafen, eine diplomatische Sendung nach Rom.

Die Lage des schwedischen Heeres war gleichwohl nicht die beste: es kostete den König große Mühe die notwendigen Bedürfnisse für die Mannschaften zu beschaffen; er selbst kehrte nach Stettin zurück, um mit Horn vor Kolberg Fühlung zu nehmen und „dem Feind auch anderswo etwas anzuhaben“. Jetzt aber erschien Tilly in Mecklenburg, um die Fortschritte des Königs rückgängig zu machen, und es gelang ihm nach mehrtägiger Belagerung das von Kniphausen mit verzweifelter Tapferkeit — trotz des Mangels an grobem Geschütz — verteidigte Neubrandenburg am 19. März wieder zurückzuerobern. Dabei wurden die Schweden, die sich lieber töten ließen als daß sie sich ergaben, fast alle niedergehauen; nur der Anführer, der mit seinem Pferd zu Fall gekommen war, erhielt Pardon; der Bürgermeister der Stadt soll in der Kirche erstochen worden sein. Tilly hatte aber die Einnahme einer an sich offenen und nur in Eile etwas verschanzten Stadt mit so schweren Verlusten zu bezahlen — das *Theatrum Europaeum* spricht übertreibend von 2000 Mann*) — daß die nun jäh erfolgte Aenderung seines Feldzugsplans wohl von manchen eben darauf zurückgeführt worden ist, daß er gesehen habe, „deren Orten seien allzu harte Nüsse zu beißen.“ Er zog nämlich nicht weiter nach Pommern, wo am 12. März Kolberg sich an Feldmarschall Horn ergeben hatte — etliche kaiserliche Kriegsschiffe aus Wismar und Rostock mit frischer Mannschaft und Pulver kamen wegen widrigen Windes zu spät — und also im ganzen Herzogtum nur noch Greifswald unter Oberst Perusi in kaiserlichen Händen war: um so dringender hätte eine

*) Wenn der kaiserliche Kriegsrat Ruepp nur von 40 Mann Verlust wissen will, so ist er doch wohl irrig berichtet.

Hilfeleistung erscheinen können. Vielmehr trat Tilly den Rückmarsch nach Ruppin an und zog, als seine Reiter unter Colloredo den König bei Schwedt stark verschanzt fanden, über Brandenburg auf Magdeburg zu, um sich mit Pappenheim zu vereinigen und die Belagerung endlich mit allem Nachdruck zu betreiben. Welche Gründe ihn eigentlich bestimmten, ist mit Sicherheit kaum zu sagen; doch möchte Folgendes der Wahrheit gemäß sein. Einerseits schien sich Gustav, sobald Tilly herandrückte, geflissentlich einer entscheidenden Schlacht zu entziehen und damit die Ueberlegenheit des Gegners anzuerkennen; andrerseits war jetzt im Frühling das Erdreich locker, so daß man Belagerungsarbeiten gegen die Stadt ausführen konnte; ebenso konnten aber die Belagerten, wenn man noch länger sich auf die bloße, ohnehin niemals vollständige, Einschließung beschränkte, ihre Stellung noch mehr verstärken. Gerade um diese Zeit machte Falkenberg — am 11. März — einen glücklichen Ausfall und sicherte durch eine am rechten Elbufer aufgeworfene Schanze die Verbindung mit der kursächsischen Amtsstadt Gommern, von wo aus er sich Lebensmittel verschaffen konnte. Eine wichtige Rolle spielte wohl auch bei Tilly die Erwägung, daß es für das Heer in Mecklenburg und Pommern an Mitteln zum Unterhalte gebrach (die Gegenden westlich der Oder waren ganz ausgesogen) und daß es auch an Geld fehlte. Die Aussicht auf Eroberung einer reichen Stadt mußte den gesunkenen Mut der Truppen anspornen, und war man hier siegreich, so konnte man aller Not abhelfen. Am 5. April traf Tilly vor Magdeburg ein, wo nun — die Abteilungen unter den beiden Grafen Pappenheim und Mansfeld eingerechnet — 23 000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter vereinigt waren, hälftig kaiserliches, hälftig ligistisches Volk. Im Lager trug man sich immer noch mit der Hoffnung, daß nach Herstellung des Friedens in Oberitalien (S. 15) das dortige Heer auch in Deutschland erscheinen und damit die erdrückende Uebermacht auf Seiten der Katholischen sein werde. In drei Tagen, am 9., 10. und 11. April, wurde jetzt Falkenberg aus allen auf der Südseite der Stadt, rechts und links der Elbe, gelegenen Schanzen herausgeworfen; zu spät erkannte er, daß er nicht Mannschaften genug hatte, um eine so weit ausgedehnte Verteidigungslinie zu halten.

Er verlor dabei mehrere Hundert seiner besten Soldaten; bereits bedrohte Tilly die sog. Zollschanze, die der Festung als Brückenkopf diente.

Aber während Tilly so vor Magdeburg beträchtliche Erfolge hatte, wurden diese in einer anderen Gegend überreich wett gemacht. Kaum hörte der König, daß der kaiserliche Feldherr nach Magdeburg abmarschiert sei, als er Horn an sich zog, am 6. April mit 14 000 Mann aus Schwedt aufbrach und, während er die Magdeburger zum so und so vielen Male durch ein Schreiben baldiger Hilfe versicherte, sich über Küstrin, durch dessen Vorstadt er jetzt ziehen durfte, auf die Oderlinie stürzte. Diese wurde jetzt nur noch durch die Truppen verteidigt, die in Frankfurt lagen und früher unter Schaumburg, jetzt unter dem im Rang höheren Feldmarschall Tiesenbach standen. Sie zählten 7 Regimenter zu Fuß und eins zu Pferd; aber diese waren sämtlich schwach an Zahl, und mit Mut und Kraft der Soldaten war es im ganzen sehr übel bestellt. Am 13. April, am Palmsonntag, erfolgte der Angriff: höhnend hielten ein paar Kaiserliche, welche an dessen Ernst nicht glaubten, eine Gans über den Wall. Man sah den König selbst eins der zwölf Geschütze richten, mit denen in der Gegend des nach Süden gehenden Gubener Thors Bresche geschossen wurde: ein Leutnant, Andreas Muer aus Meissen, war der erste, der den Wall erstieg; er empfing dafür 1000 Thaler und eine Kompagnie. Jetzt warfen die kaiserlichen Soldaten massenhaft ihre Gewehre weg mit dem Ruf: „Wie man uns bezahlt, so fechten wir“; aus einigen Häusern schleuderten Weiber und Kinder ihnen Steine auf die Köpfe. Im wilden Gewirr der Flucht von Menschen und Wagen, welche alle der Oderbrücke zustrebten, sind viele zertreten oder in den Fluß gestoßen worden; Quartier gaben die Sieger anfangs niemand, obwohl die Kaiserlichen zweimal „das Spiel rührten“, d. h. das Zeichen bliesen, das Ergebung anzeigte. „Neubrandenburgisch Quartier!“ (S. 51) schriehen die Schweden den um ihr Leben Flehenden entgegen und stießen Rache dürstend alles nieder. Der Magistrat hat auf des Königs Befehl 1700 Leichen begraben lassen; erst später wurden etwa 800 Gefangene eingebracht; die Anführer Schaumburg und Tiesenbach entrannten nach Glogau. 21 Kanonen, darunter zwei

besonders große von Kaiser Rudolf II. gegossene, 26 Fahnen, 900 Zentner Pulver, 1200 Zentner Blei, 700 Zentner Lunten, 1000 eiserne Kugeln wurden erbeutet; von den Siegern fielen nur etwa 300. Die Stadt wurde, obwohl sie ganz unschuldig war, nach Kriegssitte, weil im Sturm genommen, den Soldaten drei Stunden lang zur Plünderung überlassen; dabei wurde der Universität ihr Siegel und Scepter geraubt. Der König berief sich zur Rechtfertigung dieser Plünderung darauf, daß auf dem Wall nicht bloß die kaiserlichen Soldaten gegen ihn gekämpft hätten, sondern auch Bürger, von denen drei mit den Waffen in der Hand erschossen worden seien. In Wahrheit hat er es nicht wagen dürfen, seinen hungernden Soldaten diese Gelegenheit zum Erfolg zu versagen: aber als am Montag noch einige weiter plünderten, wurden sie gehängt.

Der mächtige Eindruck dieses Schlages ward noch dadurch verstärkt, daß sich am 26. April Landsberg an der Warthe mit drei Regimentern ergab; waren in Frankfurt acht Regimenter vernichtet worden, so wurden diese drei verpflichtet, acht Monate lang nicht mehr gegen die Schweden zu dienen. Gustav war jetzt Herr des ganzen Gebietes rechts der Oder; die Mark Brandenburg geriet immer mehr unter seine Macht, und schon erhoben sich die seit 1620 von Jahr zu Jahr härter bedrängten schlesischen Protestanten, das will sagen mehr als halb Schlesien, zur Hoffnung der durch den König ihnen winkenden Freiheit und Erlösung; was später Karl XII. ihnen geworden ist, das, hofften sie damals, werde ihnen Gustav Adolf sein. Tilly befand sich zur Zeit des Falls der Oder- und Warthepässe in dem Städtchen Möckern östlich von Magdeburg; er erhielt vom Kaiser den dringenden Befehl Schlesien zu decken, aber zum ersten Mal in seinem Leben lehnte er sich gegen seinen obersten Herrn auf. Er war der Ueberzeugung, daß er Magdeburg nicht fahren lassen dürfe, ohne sich aufs Aeußerste bloßzustellen, und daß er durch eine heftige Bedrängung der Stadt, in welcher ja auch Gustav den Angelpunkt des Krieges erblickte (S. 50), ihn am sichersten von Schlesien ablenken werde, weit eher, als wenn er sich jetzt dorthin aufmachte — wobei die Möglichkeit vorlag, daß er zu spät dort ankam.

Aber auch noch eine andere Erwägung hielt ihn an der Elbe zurück — er zog die Dinge, welche sich damals in Leipzig entwickelten, in den Kreis seiner Betrachtung.

Wir haben schon gesehen (S. 49), daß Kurfürst Johann Georg seit Herbst 1630 daran war, die Protestanten zu einem Konvent zu versammeln und durch eine drohende Haltung den Kaiser zur Nachgiebigkeit im Punkte des Restitutionsediktes zu drängen, damit aber auch dem schwedischen König den besten Wind aus den Segeln zu nehmen. Auf die ersten Ankündigungen eines evangelischen Konvents antworteten die auf dem Regensburger Kollegialtag (S. 19) anwesenden vier katholischen Kurfürsten am 12. November mit dem Vorschlag — der Sachsens Vorgehen durchkreuzen sollte —, daß beide Religionsparteien in Frankfurt a. M. am 3. Februar 1631 zu einem „Kompositionstag“ zusammentreten sollten, auf welchem zwar nicht über das Edikt selbst — das sie für unabänderlich erklärten —, aber doch über die bei seiner Durchführung vorgefallenen Unregelmäßigkeiten beraten werden sollte. Dieses Angebot schien unter den Protestanten nur dem Landgrafen Georg von Darmstadt, dem Schwiegersohn Johann Georgs, der den Katholiken mit unbegrenzter Friedensliebe entgegenkam, eine geeignete Grundlage zu Verhandlungen; alle andern sahen darin mit Recht nur einen verwirrenden Schachzug, und Johann Georg schrieb, mit Georg Wilhelm von Brandenburg einig geworden, ohne Rücksicht auf das Regensburger Angebot und gegen die Ansicht seiner Räte, wie erwähnt, auf 16. Februar 1631 die Versammlung der evangelischen Stände nach Leipzig aus. Der Form nach sollten daselbst allerdings, wie es hieß, als Vorbereitung für den (einstweilen natürlich noch nicht zu Stande gekommenen) Frankfurter Vergleichstag die protestantischen Forderungen festgestellt werden. Diese Zweckbezeichnung sollte dem Mißtrauen des Kaisers entgegenwirken; thatsächlich aber war das Ziel nicht Milderung des Edikts, sondern seine Zurücknahme und überhaupt Auftreten gegen die kaiserliche Gewaltpolitik. Die Versammlung war überaus stattlich; von den evangelischen fürstlichen Ständen fehlten nur Pommern, dessen altem Herzog Bogislaw Tilly das verlangte freie Geleit abschlug, Georg von Darmstadt, der sich an nichts beteiligte, was den Kaiser verstimmen konnte, Oldenburg

und Ostfriesland; alle andern waren in Person oder durch Bevollmächtigte vertreten. Von Städten waren Nürnberg, Straßburg, Ulm, Frankfurt, Lübeck, Nordhausen und Mühlhausen, dazu Bremen, Braunschweig und Hildesheim*) durch Gesandtschaften vertreten, welche je aus 2, 3, 5, 6, 7, ja 14 Personen mit 4—10 Pferden bestanden; Lüneburg, Minden und Regensburg hatten Braunschweig für sich Vollmacht erteilt. Der Kurfürst von Sachsen, der Landesherr von Leipzig, also der Wirt, ritt mit 500 Pferden ein; der von Brandenburg mit 102, Herzog Wilhelm IV. von Weimar mit 69, andere nach Vermögen; großes Gefolge gehörte für die Herren jener Zeit zu standesgemäßem Auftreten.

Bei den Verhandlungen ging man, ohne sich an das Ausschreiben zu halten, sofort auf den Kern der Lage los, und es herrschte völliges Einvernehmen darüber, daß man endlich gegen die kaiserliche Politik sich mit Nachdruck erheben müsse; aber wie dieses geschehen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander. Brandenburg vertrat den Standpunkt, daß mit halben Maßregeln nichts auszurichten sei: wie die Dinge einmal lägen, sei das Einzige, was Erfolg verspreche, nicht mehr die Bildung einer „dritten Partei“ zwischen dem Kaiser und Schweden, sondern der Uebertritt der geschlossenen evangelischen Stände auf die Seite Gustavs, der dieser Achtung gebietenden Vereinigung Bedingungen gewähren werde, die er einzelnen Ständen nicht einräumen würde. Namentlich Brandenburg konnte, mit einem Rückhalt hinter sich, von ihm bessere Behandlung erwarten. Auf irgend ein wesentliches Zugeständnis des Kaisers war nach der Ansicht Georg Wilhelms nicht mehr zu hoffen; man müsse die einzige Sprache reden, die er verstehe, die der Gewalt. Mit Brandenburg war durchaus einverstanden der Landgraf Wilhelm V. von Hessen (S. 42 f.). Der junge Herzog Wilhelm IV. von Weimar war der Meinung, daß man vorerst abwarten solle, ob der Kaiser

*) Die drei letzten fehlen bei denen, welche am Ende die Beschlüsse unterschrieben haben. Daraus folgt aber noch nicht — wie Walter Struck, das Bündnis Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf, Leipzig 1895, S. 71 annehmen zu müssen glaubt — daß sie, dem *Theatrum Europaeum* II 29 entgegen, gar nicht da waren.

nicht doch aus Furcht vor den Protestanten ihre Forderungen bewilligen werde; am Ende aber gab er selbst die Hoffnung auf und schloß sich auch an Brandenburg an. Johann Georg von Sachsen dagegen war zwar trotz seiner Sparsamkeit für die Vornahme von Rüstungen, weil er damit den Kaiser einzuschüchtern hoffte, nicht aber für die äußersten Maßregeln, falls diese Wirkung auf Ferdinand II. nun doch nicht eintreten sollte: der Kurfürst hoffte gerade durch die Rüstungen den Krieg, den die genannten Fürsten als unvermeidlich ansahen, zu verhüten. Er führte eine sehr bestimmte, ja drohende Sprache; aber eben die Drohungen sollten nur dazu dienen, daß man nicht Ernst zu machen brauche: es war am Ende ein gewaltiges Säbelgerassel, nichts weiter. Vergeblich überbrachte Georg Wilhelm am 18. März Namens der übrigen Stände dem Kurfürsten den Entwurf eines Bundes aller Evangelischen zum Zweck gegenseitigen Schutzes und der Wiedererlangung des Verlorenen. Der Bund sollte, indem die Stände den zwölffachen Anschlag ihrer Matrikularbeiträge oder mehr leisteten, 20—50 000 Mann, auf seinen Namen vereidigt, aufstellen, und Anschluß an Schweden sollte nicht Ausschluß aus dem Bunde bedingen. Um Sachsen zu gewinnen, war ihm die Leitung zugebach und ausgesprochen, daß die „Alliance“ nicht gegen den Kaiser sich richte, sondern nur gegen die, welche des Kaisers Namen zu gesetzwidriger Gewalt mißbrauchen. Johann Georg antwortete aber am 23. März, daß Rüstungen zwar notwendig seien, daß ein allgemeines Bündnis aber zur Zeit unthunlich und sogar gefährlich wäre, weil einige Stände in Leipzig nicht vertreten seien — es fehlten aber ja nur, wie eben gesagt, Pommern, Darmstadt, Ostfriesland und Oldenburg —: statt dessen solle man sich auf Grund der Reichsexekutionsordnung nach den einzelnen Kreisen „in Verfassung stellen“. Er selbst wolle drei Regimenter zu Fuß (jedes zu 3000 Mann) und zwei zu Pferd (jedes zu 1000 Reitern) anwerben und damit den anderen Ständen beistehen. Ueber den einzelnen Kreisen sollte ein Ausschuß stehen, der sich nach eigenem Belieben versammeln und dessen Beschlüsse für alle evangelischen Stände maßgebend sein sollten. Alle Versuche, den Kurfürsten zu sofortigem thatkräftigem Vorgehen zu bestimmen, schlugen fehl; auch der schwedische Gesandte Chemnitz richtete nichts

aus, als daß der Kurfürst „die gottselige und wohlmeinende Intention“ des Königs lobte und die hochherzige Versicherung gab, „daß er sich im Fall der Not seiner Assistenz bedienen wolle“; vorläufig aber könne er den Kaiser nicht offendieren. Auch die Sorge um Magdeburg, welche bei den andern sehr lebendig war, schlug bei Johann Georg nicht durch (S. 60). Es war also ganz zutreffend, wenn ein hoher kaiserlicher Offizier in einem von den Magdeburgern abgefangenen Schreiben (*Theatrum Europaeum* II 357) sagte: „die echten Erzanheher sind wohl jezo in Leipzig beisammen gewesen; aber Sachsen ist in die Waffen, wie stark sie angehalten, nit zu bringen gewesen. Der sächsische Kanzler ist gut kaiserisch.“ Wenn der Briefsteller nun freilich mit den Worten fortfuhr: „also liegt der ganze Bau zu Boden“, so war das doch wohl zu sanguinisch geurteilt. Der am 12. April vereinbarte „Abschied“ des Konvents entsprach allerdings nicht dem brandenburgischen, sondern dem kurfürstlichen Standpunkt, indem er erklärte, daß die Stände die gegen die Reichsgesetze laufenden Kriegsdrangsale, contributiones, extorsiones, Einlagerung und unordentliche Durchzüge und andere verbotene Kriegspressuren nicht länger dulden würden; daß sie einen gemeinsamen Ausschuß mit voller Macht und Gewalt zu beschließen verordnen und sich nach Anleitung der Kreisordnung in Verfassung (= Rüstung) stellen und sich sowohl mit ihrer Ritterschaft (= dem Lehnsaufgebot) als mit dem Ausschuß des Landvolks (= Landwehr, Miliz) in Bereitschaft halten wollten, um ein Kreis dem andern, falls er ohne Ursache vergewaltigt werden sollte, verantwortlich (= in wohl zu verantwortender Weise) zu succurrieren. Bei all dem war von sofortigem kriegerischem Vorgehen gegen Kaiser und Liga keine Rede; die „hitzigen consilia“, vor denen Johann Georg so sehr graute, waren wegen seiner Halsstarrigkeit nicht durchgedrungen. Er hat sich wohl gegen Charnacé geäußert, ob die, welche sich mit Gustav verbünden wollten, auch daran dächten, was werden solle, wenn dem König etwas zustoße? Wer dann die Sache hinaus führen solle? Aber so unzufrieden auch Georg Wilhelm und seine Räte waren — es will uns scheinen, als ob der Leipziger Abschied doch kein so wertloses Schriftstück war, wie ihn die auffaßten, welche

mehr gehofft, und die, welche mehr gefürchtet hatten. Gewiß trägt der Abschied nicht den Stempel der Kühnheit, welche alles wagt und alles gewinnt: aber der Anfang zu einer neuen Union der Evangelischen war doch gemacht; ein: bis hierher und nicht weiter! scholl doch endlich dem Kaiser entgegen. Die große Mehrzahl der Evangelischen war zum Aeußersten, zum Zusammengehen mit Gustav, reif, und deshalb ist der Grimm, mit welchem Ferdinand durch Erlasse („Avocatorien“ und „Monitorien“) vom 14. Mai sofort allen Beteiligten den Rücktritt von dem „Leipzigerischen Schluß“ und namentlich das Unterlassen von Werbungen drohend anbefahl, sehr verständlich. Er war über den „schweren Schluß sehr perplex“, der ihn zu seinem sonderbaren Befremden, nicht geringer Bestürzung und nicht wenigem Mißfallen unter dem Schein einer Kreisexekutionsordnung an der Ausführung des kaiserlichen (Restitutions-) Edicts verhindern und ihm, unter dem Namen unleidendlicher Pressuren, die notwendigen Mittel zur Verteidigung des Reichs gegen den feindlichen Ueberfall des Königs von Schweden abschneiden wolle; das ist eine im heiligen römischen Reich unerhörte Sache, und der Kaiser versteht sich zu den evangelischen Ständen, daß sie von aller Werbung und Rüstung ablassen, dagegen seinen Truppen — welche ja nur das Reich verteidigen! — Durchzug und Unterhalt gewähren. Ein besonderes Schreiben mahnte die Kriegsleute und die Unterthanen der Stände, daß sie sich an der Ausführung des Leipziger Schlusses nicht beteiligen sollten. Der Kern der Frage war, daß der Kaiser das *ius armorum*, das Recht, ein Heer zu halten, nur sich und dem Reich zuschrieb, die Stände aber — und zwar katholische wie evangelische — welche durch dieses kaiserliche Heer Unsägliches erduldet hatten, sich nun selbst das *ius armorum* zuerkannten, um nicht mit Haut und Haar aufgefressen zu werden. Aus diesem Gegensatz beider Lager mußte der Zusammenstoß hervorgehen: wie die Liga längst vom Kaiser das Waffenrecht — als seine Verbündete — erlangt hatte, so wollten es jetzt auch die Evangelischen ausüben, um sich vor der unerträglichen Drangsal zu retten. Ein Ausgleich war da nicht mehr möglich: in Dinkelsbühl beschloß soeben auch die Liga auf der Restitution aller seit 1552 der Kirche entfremdeten Güter

zu bestehen und sich in bessere Kriegsverfassung zu setzen. Daß Johann Georg immer noch die Lage nicht begriff, das beweist allerdings die unglaubliche Kurzsichtigkeit des Kurfürsten.

Der Landgraf Wilhelm von Hessen und der Herzog Wilhelm von Weimar haben noch in Leipzig mit Gustavs Bevollmächtigten über ein Bündnis verhandelt, wobei des Königs Oberleitung, die Aufstellung starker Streitkräfte mit schwedischer Hilfe und ein Generalspatent für Herzog Wilhelm ins Auge gefaßt wurden; am 18. April hat Herzog Wilhelms Bruder Bernhard in Reinhardtsbrunn einen „Receß“ in diesem Sinn im Auftrag seines Bruders unterschrieben und dem Gesandten Gustavs, dem Grafen Philipp Reinhard von Solms, eingehändigt. Der Faden ist dann von Kassel und Weimar aus im Mai weiter gesponnen worden, und Gustav kam den Fürsten natürlich sehr gern entgegen; er wollte nach Solms Erklärung 5—6000 Thaler zu den Rüstungen beitragen. Dagegen lehnte Johann Georg alle Anerbietungen und Aufforderungen des Königs ab, welche auf eine Magdeburg gemeinsam zu bringende Hilfe abzielten; die Sachsen sollten nach Gustavs Vorschlag links von der Elbe, die Schweden rechts davon gegen die Stadt vorrücken. Johann Georg aber wollte dem König weder den Elbpaß bei Dessau öffnen noch Mannschaften zum Entsatz der Stadt absenden, welcher er es nicht verzieh, daß sie, statt seinen Sohn August zu berufen, wieder mit Christian Wilhelm sich eingelassen hatte; auch schreckte er vor einem Zusammenstoß mit den Kaiserlichen nach wie vor zurück. Was die Kaiserlichen längst hofften, daß der italienische Krieg endlich wirklich aufhören und das dort infolge verschiedener Auslegung des Regensburger Friedens (S. 42) noch immer festgehaltene kaiserliche Heer für Deutschland verfügbar werde, das erfüllte sich durch die zwei Nachverträge von Chierasco endlich seit April 1631; eben das aber gab der Kurfürst in seiner Antwort an den König zu fürchten vor: er könne in einem so gefährlichen Augenblick sein Heer nicht aus dem Land lassen — Magdeburg lag vor den Thoren von Kursachsen! — und der Defension sich entblößen. Obwohl Gustav selbst nur über 16 000 Mann Feldtruppen verfügte, da die aus Schweden und Preußen erwarteten Verstärkungen noch meist ausstanden, so setzte er sich jetzt doch allein in Bewegung, um der

immer härter bedrohten Elbfeste endlich Entsatz zu bringen. Durch unausgesehtes Drängen bewog er in zwei Unterredungen (vor den Thoren von Berlin und in Berlin selbst) seinen Schwager Georg Wilhelm am 14. Mai, daß er ihm zur Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen Spandau solange, bis Magdeburg entsetzt sei, überließ und das Durchzugsrecht durch Küstrin gewährte. Am 18. Mai rückte, nachdem am 17. der Vertrag unterschrieben war, das schwedische Heer schon in Saarmund (zwischen Potsdam und Trebbin) ein; einzelne Reiterabteilungen streiften schon bis zur Dessauer Brücke, und Gustav mahnte Johann Georg, über dem aus Italien heranziehenden Heer nicht die Möglichkeit eines vorherigen Hauptschlages gegen Tilly zu versäumen. Da kam jäh und niederschmetternd, gleich einem Blitzstrahl aus immer schwärzer sich umwölkendem Himmel, die Botschaft von Magdeburgs Fall.

Tilly hatte die Belagerung, wie wir wissen, mit großem Nachdruck betrieben: Falkenberg ließ den König wissen, daß, wenn er nicht herankomme, die Stadt dem Feind schwerlich entrinnen werde. Gleichwohl war der Zustand des belagernden Heeres sehr schlimm; es lebte fast nur von Brot und Wasser; täglich rissen 5, ja 20 Mann aus und ließen teilweise den evangelischen Ständen zu, welche ungeachtet der kaiserlichen Erlasse vom 14. Mai dem Leipziger Schluß gemäß rüsteten. Unter diesen Umständen, und da auch Versuche zur Erlangung freiwilliger Uebergabe der Stadt bei der Standhaftigkeit Falkenbergs nicht verfangen wollten, der in Wahrheit — und nicht der Administrator — die Seele des Widerstandes war, drang Pappenheim im Kriegsrat am 19. Mai darauf, daß man, obwohl der am 18. mit der Forderung gütlicher Uebergabe in die Stadt gesandte Trompeter noch nicht zurück war, am 20. Mai in aller Frühe die Stadt überrumpeln solle: so habe man in den Niederlanden die Stadt Mastricht gewonnen. Die Mehrheit pflichtete dem kühnen Vorschlag bei; aber noch in der Stunde, die für die Ausführung festgesetzt war, schwankte Tilly, ob er nicht lieber die Belagerung aufgeben und vor dem heran nahenden König sich zurückziehen solle. Er ist dann doch bei dem einmal gefaßten Plan verblieben; aber der Anlauf ward durch das Zaudern des Oberfeldherrn um ein paar Stunden, bis nach

7 Uhr morgens, verschoben, und gerade dies hat zum Siege geführt. In der Nacht hielt nämlich die eine Hälfte der Verteidiger sorgfältig Wache, und erst als es längst heller Tag war, glaubte ein großer Teil nichts mehr befürchten zu müssen und begab sich zur Ruhe; Falkenberg selbst ritt auf das Rathaus, um den zwei Tage lang hingehaltenen Trompeter mit einer ablehnenden Antwort abzufertigen. Gerade jetzt aber erfolgte der Sturm an vier Stellen zugleich. Das noch auf den Posten verbliebene Häuflein der Verteidiger wehrte sich ritterlich, und überall mit Erfolg, außer im Norden, in der Neustadt, wo Pappenheim stürmte: wie er im Kriegsrat den Sturm fast erzwungen hatte, so pflückte er nun auch dessen Vorbeeren. An der Spitze der drei Regimenter Gronsfeld, Wangler und Savelli fuhr er daher gegen das noch unvollendete „neue Werk“, „die Achillesferse der Stadt“; über einen ausgetrockneten Graben ging es einen „thalhängigen“ Wall hinan, „da man leicht mochte hinauf laufen.“ Der Widerstand der wenigen Wächter war rasch niedergeworfen und die Pappenheimer brachen an dieser Stelle unaufhaltsam in die Stadt ein. Nun aber erschien Falkenberg, vom Rathaus herbeieilend auf dem Kampfplatz: dreimal warf er an der Spitze der Seinen den Feind zurück; Pappenheim, der mit einem Verlust von fünf Mann in die Stadt gelangt war, sah jetzt in fast zweistündigem Ringen, „da — nach seinem Ausdruck — des ganzen römischen Reiches Wohl und Wehe auf einer zweifelhaften Spitze stand,“ gegen tausend seiner Leute fallen. Aber auch zurückgeworfen hielt er sich immer auf der Innenseite der Mauer, und durch fortwährend nachdringende Scharen verstärkt zersprengte er endlich beim vierten Anlauf Falkenbergs erschöpftes Häuflein. Dieser selbst, hoch zu Rosse sitzend, verschmähte die ihm angebotene Schonung, da er, „der wilde Eisenbeißer, der grimme Löwe,“ lieber sterben als in die Hand der Papisten fallen wollte; „erschossen oder erstochen oder niedergehauen, oder alles dies zugleich,“ blieb er auf dem Platze. Der Administrator, aus zwei Wunden blutend, gab sich gefangen; Stalman entrann im Wirrwarr der Eroberung aus der Stadt. Es war 9 Uhr, als Falkenberg fiel; nun erlosch allmählich die Gegenwehr; doch ist an einzelnen Stellen der Stadt bis 11 Uhr gekämpft worden.

Aber 9 Uhr war es auch, da die kursächsischen Beamten vom Turm zu Gommern aus eine Feuersäule über Magdeburg sich erheben sahen, welche immer gewaltiger anwuchs, bis die ganze Stadt in ein Blutmeer zu versinken schien. Diesen Brand haben nicht etwa absichtlich die Soldaten Tillys gelegt, die ihre Rache hinlänglich in Plündern, Morden und jeder Art von Mißhandlungen, namentlich der Frauen und Mädchen, kühlten, und noch weniger haben Tilly und Pappenheim den Brand befohlen — so wenig als Napoleon etwa den von Moskau angeordnet hat. Sie wollten nicht einen Schutthaufen besitzen, sondern eine Stadt, welche ihren Truppen als Quartier und Rückhalt, den rekatholisierenden Bestrebungen aber in ganz Niedersachsen und am gesamten Elbstrom als Stützpunkt dienen sollte; sie gedachten ein katholisches Marienburg aus dem protestantischen Magdeburg, eine Hochburg der Jesuiten und der Kapuziner aus der „Kanzlei Gottes“ zu machen, wie ja die Stadt, die Karl V. trugte, im 16. Jahrhundert rühmend genannt worden ist. Eben dieses Loß aber, diese Umkehr der ganzen geschichtlichen Stellung Magdeburgs, gedachten der eherne Falkenberg,*) wie er schon vor einiger Zeit seinem Bruder nach Herstelle in Westfalen mit klaren Worten geschrieben hatte, und die Schar seiner ebenso rücksichtslos antipäpstlichen Anhänger der Stadt zu ersparen — laß fahren dahin! sie habens kein Gewinn! war ihre Losung, und die Masse der Bürger, die nicht so heroisch dachte, sollte mit hinfahren müssen, ob sie wollte oder nicht. Schon seit einiger Zeit hatte Falkenberg im Zeughaus vornehmlich, dann aber auch in anderen Gebäuden da und dort Pulver anhäufen lassen; als die Aussicht auf Zurückwerfung der Kaiserlichen und Ligiſten schwand, als gar der Verdacht aufflammte, daß am Ende der Rat verräterisch gehandelt habe, da sind die Helden von Magdeburg verfahren wie Fürst Koztopſchin 1812, als Moskau nicht mehr zu halten war: im Zeughaus legten sie den

*) Ich halte aus äußeren und inneren Gründen es für überaus wahrscheinlich, daß Wittichs Ansicht vom Untergang Magdeburgs die richtige ist. Die rationes dubitandi hat Rammelt in seiner Hallenser Dissertation (Halle, Karras, 1897) gut und besonnen erörtert: er sagt nicht Ja, aber ebenso wenig Nein.

Brand, der in wenigen Stunden fast die ganze Stadt samt sechs ihrer sieben Kirchen verzehrte und nur den Dom und 139 Häuser an der Elbe, meist unansehnliche Fischerhütten, übrig ließ. So hatten die Besiegten wenigstens die Genugthuung, daß dem Sieger in demselben Augenblicke die Beute entschlüpfte, da er heißen Atems sich über sie beugte, und daß ihm nichts blieb als ein Schutthaufen, die leeren Festungswälle und der wütende, unausstilgbare, durch nichts als durch volle Vergeltung zu sättigende Haß des ganzen evangelischen Deutschlands. War auch Tilly direkt und unmittelbar an dem graufigen Untergang der Stadt völlig unschuldig — im letzten Grunde ist sie doch durch ihn, der sie erobern wollte, zu Grunde gerichtet worden, da ihre Bürger „lieber sich samt Hab und Gut dem Teufel zuschicken, als dem Kaiser diese Stadt unverehrt gönnen wollten.“ Wie Sagunt sich vor Hannibals Vergewaltigung errettete, wie Numantia der Umarmung Scipios des Jüngeren sich entzog, so hat die „lutherische Lukretia“ gehandelt, wie das Lied „Saguntina Prosopopoeia der löblichen Stadt Magdeburg“ sie sprechen läßt: „eh ich die päpstliche Lig' erkenn' und sie mein eignen Herren nenn, viel lieber durch das Feuer renn.“ Eine solche Entschlossenheit bis zum Tode ist ein erschütterndes Schauspiel; es zeigte den unentschlossenen Gemüthern die Tiefe des Deutschland zerklüftenden Gegensatzes und die Unmöglichkeit eines Ausgleichs mit dem Feind. Eine der ergreifendsten Schöpfungen deutsch-evangelischer Kunst ist das trauernde Magdeburg an dem Lutherdenkmal zu Worms; auch nach dem jetzigen Stand unserer Kenntniss der Dinge dürfen wir es sagen, daß es den Märtyrerkranz nicht unberechtigter Weise trägt.

IV. Kapitel.

Lager zu Werben. Bündnisse Gustav Adolfs mit Hessen und Sachsen. Schlacht bei Breitenfeld.

Im Begriff aus der Gegend von Saarmund weiter westwärts zu ziehen erfuhr Gustav Adolf den Fall Magdeburgs, und sofort kehrte er unter die Mauern des von ihm besetzten Spandau zurück, um zunächst hier den weiteren Gang der Dinge abzuwarten. Da sein Gewissen ihm sagte, daß er dazu mitgewirkt hatte, daß Magdeburg einen Krieg auf sich zog, für den es nicht genügend vorbereitet war, und daß er seinen Versprechungen sicherer Hilfe, aus welchen Gründen auch immer, nicht nachgekommen war, so erließ der König eine Verteidigungsschrift, „warum die Kgl. Maj. zu Schweden der Stadt Magdeburg nicht sekundieren können“, und schob darin zuvörderst die Schuld auf die in Schutt und Trümmern liegende Stadt selbst, deren Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft die zur Kriegsführung nötigen Gelder ihm trotz genugsamer Versicherung nicht hätten herleihen wollen, auch sich geweigert hätten, der Soldateska Quartier und Servis zu geben; dadurch hätten die Soldaten der Stadt nicht so schnell als möglich zulaufen mögen. Weiterhin wies der König auf die starke feindliche Macht hin, welche ihn zu vorsichtigem Vorgehen genötigt habe, auf seine Siege bei Garz und Frankfurt, welche alle den Zweck verfolgt hätten, den Marsch nach Magdeburg zu ermöglichen, aber auch auf das zweideutige Verhalten Brandenburgs und Sachsens, deren ersteres ihn durch Versagen des Durchzugs durch den Paß von Küstrin an der vollen Ausnutzung des Garzer Sieges verhindert habe, während das zweite ihm die Mitwirkung zum Entsatz der Stadt „höflich für der Faust abschlug“ und ihm durch Versagung der Zufuhr, bei der Erschöpfung

der Kurmark an Lebensmitteln, auch das weitere Vordringen auf Magdeburg mit dem eigenen Heer allein unmöglich machte. Der König beteuerte wiederholt mit den wärmsten Worten, wie viel ihm daran gelegen gewesen sei, „die liebe Stadt Magdeburg“ zu retten und wie schmerzlich es ihm sei, daß er das nicht vermocht habe. Es ist nicht unmöglich, daß der König unter dem ersten betäubenden Eindruck von Magdeburgs Fall daran gedacht hat, sich hinter die Oder zurückzuziehen, und wenn Tilly seinen Sieg verfolgt hätte, so würde aus dem Gedanken sorglicher Stunden vielleicht eine Thatfache geworden sein. Aber ob es nun Schuld des Alters war, ob die Besorgnis, in der Mark Brandenburg keine Lebensmittel für sein Heer zu finden, Tilly gelähmt hat — sicher ist, daß er wohl die kaiserlichen Schriftsteller den Sieg verherrlichen ließ: „keine Stadt im Reich kann dem Adler entweichen“, schrieb der Agent Menzel in Hamburg, „die Uhr und der Zeiger richten sich nach des hochlöblichen Generals Sonne“: „triumphiere glücklich, redete der Papst ihn an, du edler Mann, du Ruhm Israels!“ Ebenso gewiß aber ist, daß Tilly so wenig seinen Sieg ausnützte, als Erzherzog Karl 1809 den von Aspern: „Hannibal wußte zu siegen, so klagte Pappenheim, nicht aber den Sieg zu benutzen.“ Mittlerweile befestigte der König Spandau, Brandenburg und Rathenow, und Kurfürst Georg Wilhelm bat ihn selbst, er möge ihn doch nicht verlassen, sondern an der Havel bleiben. Daß aber Brandenburg allein mit Schweden sich einlasse, davon wollte der Kurfürst auch jetzt nichts wissen; er wünschte sich von seinen Leipziger Bundesverwandten nicht zu trennen, und es ist zu sehr gereizten Auseinandersetzungen gekommen. Georg Wilhelm klagte, daß die schwedische Soldateska das erreicht habe, was ihm seine Feinde gönnten, nämlich den Ruin seines Landes, sonst aber nichts: der König antwortete, er habe Unbilden nach Möglichkeit verhütet und in der letzten kurzen Zeit mehr blutige Strafen verhängt als vorher in zwanzig Jahren; aber allen Missethaten zu wehren sei er nicht im Stande. Am 3. Juni kam es zu einem vorläufigen Vertrag, nach welchem der König Spandau und das Durchzugsrecht durch Küstrin behalten und dem Feind an der Havel entgengetreten, vor Kur Sachsens Entscheidung, aber Brandenburg zu weiteren Schritten nicht drängen sollte.

Raum war aber diese Abkunft getroffen, so entschloß sich Tilly zu einer Maßregel, welche Brandenburg zunächst von der Furcht vor ihm befreite. In der Besorgnis, daß er sein Heer in der Mark nicht würde ernähren können (um so weniger, als diese von Gustav größtenteils besetzt gehalten ward, und den Kaiserlichen Zufuhr aus Sachsen wie aus dem in Rüstungen begriffenen Thüringen nicht zukam), verzichtete der Generalissimus auf einen Uebergang über die Elbe und einen Angriff auf den König; dagegen zog er, etwa 6000 Mann unter Graf Mansfeld in Magdeburg zurücklassend, am 3. und 4. Juni an der Spitze von 24 000 Mann aus, um Hessen und Thüringen zur Unterwürfigkeit zu bringen und dabei sein Heer an Plätzen, wo Lebensmittel zu finden waren, „in etwas zu refranchieren“. Sein Zug ging über Staßfurt, Aschersleben, Eisleben, Artern und Oldisleben nach Mühlhausen. Raum war er abgezogen, so verlangte Georg Wilhelm von Gustav, daß er nunmehr sein Land räume, damit es nicht ganz ruiniert werde. Jetzt entschloß sich der König, die Sache zum Biegen oder Brechen zu bringen, und Brandenburg entweder zum Freund oder Feind zu haben. Es scheint, daß ihm auch nicht unbekannt geblieben ist, daß Georg Wilhelm den Gedanken erwog, den kurfürstlichen Truppen — deren Oberbefehl seit dem 20. Mai Hans Georg von Arnim, ein geborener Märker, übernommen hatte — seine festen Plätze anzuvertrauen und ein Bündnis mit Dänemark einzugehen. Am 15. Juni sandte Gustav den Grafen von Thurn mit einem Schreiben an den Kurfürsten, nach welchem er Spandau zurückzugeben bereit war, aber binnen drei Tagen eine Entscheidung darüber verlangte, ob Georg Wilhelm für ihn oder gegen ihn Partei nehme. Vergeblich eilte Arnim auf des Kurfürsten Bitten herbei, um den König zu versichern, daß Brandenburg nicht zum Kaiser abfallen, nur von seinen Leipziger Bundesverwandten sich nicht einseitig trennen wolle. Der König erschien mit seinem Heer vor Berlin, verlangte durch einen Trompeter Einlaß und ließ die Kanonen auf das Schloß richten: da gab der Kurfürst endlich nach und schloß am 21. Juni einen Vertrag, nach dem er Spandau den Schweden für den ganzen Krieg überließ, ihnen „Paß und Repaß“ durch Küstrin einräumte und monatlich 30 000 Thaler zu den Kosten des Heeres

„durch Land und Stände“ aufzubringen versprach. Die Besatzung Spandaus sollte für den Kurfürsten, die Küstrins für den König vereidigt werden, um so die Bürgschaften für jeden zu verstärken. Wenige Tage nach diesem Vertrag, am 26. Juni, nahm des Königs Unterfeldherr, Alte Tott, den letzten kaiserlichen Platz in Pommern, das von Perusi zäh verteidigte Greifswald, durch Kapitulation ein. Arnim, der unter den obschwebenden Verhältnissen die einzige Rettung des deutschen Protestantismus in dem Anschluß an Gustav sah und des Königs volles Vertrauen erlangte und verdiente, nahm aus Berlin den Antrag des Königs an Johann Georg mit, daß auch er ein festes Bündnis mit ihm aufrichten und dafür das zurückzugebende Erzstift Magdeburg für seinen Sohn empfangen solle.

Was inzwischen in Süddeutschland geschah, das konnte nur dazu beitragen, der ziel- und kraftlosen Halbheit, wo sie noch beliebt wurde, vollends ein Ende zu machen. Aus Italien, wo die zwei Friedensverträge von Chierasco — Ergänzungen des Regensburger Vertrages — am 6. April und 19. Juni den mantuanischen Krieg beigelegt hatten, und wo Venedig (S. 17) infolge davon zwar auf einen Handelsvertrag, nicht mehr aber auf ein Kriegsbündnis mit Schweden sein Absehen richtete, zogen 21 000 Mann kaiserlicher Truppen unter dem Generalwachtmeister Grafen Egon von Fürstenberg über die Alpen und erschienen Anfangs Juni im schwäbischen Kreis, der auf einem durch den Herzog-Administrator Julius Friedrich von Württemberg geleiteten Kreistag zu Eßlingen für den Beitritt zum Leipziger Schluß sich entschieden hatte, infolge davon in voller Rüstung stand und dem Kaiser weitere Kriegssteuern und den Durchlaß seiner Truppen weigerte. Fürstenberg zwang zuerst die Reichsstädte Memmingen und Reutlingen zur Unterwerfung, wobei sie den Leipziger Schluß kassieren, als Lösegeld für die ihnen angedrohte Plünderung 50 000, bezw. 80 000 Gulden zahlen und je zwei Kompagnien Fußvolk einnehmen mußten. Ulm, das eine starke Festung war, ließ der Graf zunächst rechts liegen und zog über Münsingen und Reutlingen gegen den Herzog Julius, der bei Tübingen 16 000 Mann Söldner und Landesaufgebot sammelt hatte, aber, von den anderen Kreisständen verlassen, vor

einer Schlacht zurückschraf und am 11. Juli sich auch unterwarf. Der Leipziger Schluß ward demgemäß auch von Württemberg aufgesagt, das Landvolk noch in der Nacht, die Söldner am 12. Juli entlassen und das ganze kaiserliche Heer über das Herzogtum und die darin gelegenen Reichsstädte verteilt. Die monatlichen Kosten für den Sold des Heeres, welche der Kreis zu tragen hatte, beliefen sich auf 270 000 Gulden. Nachdem Fürstenberg sich überzeugt hatte, daß Württemberg wehrlos gemacht war, ließ er acht Kompagnien zu Fuß und vier Kornette Reiter als Besatzung zurück, unter dem Obersten Rudolf Ossa, der sein Hauptquartier in Schorndorf nahm, und rückte über Ulm, das sich nun auch fügte, in den fränkischen Kreis ein, dessen evangelische Hauptstände, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth und Nürnberg, sofort auch vom Leipziger Schluß zurücktraten und damit die Unterwerfung auch der geringeren Glieder entschieden. Nürnberg hatte bereits 3000 Mann geworben, die nun (abgesehen von einigen hundert Mann Stadtwache) wieder entlassen werden mußten. So lag Ende Juli ganz Süddeutschland entwaffnet, mit Kriegsvolk überschwemmt, mit noch härteren Lasten als bisher beschwert, dem Kaiser zu Füßen. Er hatte hier thatsächlich seinen Standpunkt durchgesetzt, daß nur er Soldaten halten dürfe, den Ständen aber das *ius armorum* nicht zustehen (S. 59); und die sich nicht hatten mit Peitschen züchtigen lassen wollen, wurden jetzt mit Skorpionen gezüchtigt.

Ganz anders aber als im Süden verliefen nun die Dinge im Norden.

Als Graf Tilly am 16. Juni zu Oldisleben an der Unstrut den sächsischen Gesandten v. Miltitz und v. Woltersdorf Audienz gab, bemühte er sich gar nicht mehr, seine geheimsten Gedanken zurückzuhalten: wie er von Hessen, Weimar und Schwarzburg Rücktritt vom Leipziger Schluß sofort und unbedingt verlangte, so sagte er den Sachsen ins Gesicht: nun schreiben nicht mehr die Protestanten den Katholiken ihren Willen vor, sondern umgekehrt; der Augsburger Religionsfrieden sei kein ewiges Gesetz — obwohl er klar und deutlich als solches verkündigt war — sondern nur ein den Katholiken in ihrer damaligen Not abgepreßtes Interim: der Kurfürst solle freiwillig die der katholischen

Kirche entzogenen Stifter zurückgeben, um so mehr als sie bloß das übrige Einkommen fressen: auch müsse der Kurfürst entwaffnen — ohne dies werde das kaiserliche Heer nicht von seinen Grenzen abziehen. Der Landgraf von Hessen hatte sich auf alle Schreiben Tilly's sehr höflich vernehmen lassen: daß er schroff geantwortet habe, ist aus den Akten nicht zu erweisen. Herzog Wilhelm von Weimar vollends verlor im Angesichte des dräuenden übermächtigen Feindes allen Mut, floh nach Kursachsen und schickte seinen Stallmeister Koffmann zu Gustav Adolf, um den Reinhardtsbrunner Vertrag (S. 60) aufzukündigen; auch seine Brüder Ernst und Albrecht krochen zu Kreuze: nur der tapfere Bernhard hielt in dieser Krisis Stand. Kein Wunder, wenn Tilly der Ramm immer höher schwoh und er demnächst den ganzen Leipziger Bund gesprengt zu haben glaubte. Aber wie er nun, durch höfliche Reden nicht aufgehalten, an den Grenzen Hessens erschien, da fand er plötzlich einen Widerstand, auf den er nicht gerechnet hatte. Landgraf Wilhelm hatte etwa 6000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter angeworben und konnte sich auf die Masse seines treuen Volkes verlassen; wenn auch seine Ritterschaft weniger zuverlässig war — weshalb Tilly sie durch Schreiben aufzureizen suchte — und der in Frankfurt versammelte Kreistag des ober-rheinischen Kreises sehr zaghaft sich vernehmen ließ, so war er doch entschlossen, äußersten Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sobald Tilly nach Mühlhausen aufbrach, gebot Wilhelm die Abhaltung eines allgemeinen Buß- und Bettages und befahl seinem Volke, sich zum heiligen Krieg für Haus und Hof, für Fürst und Land, für Religion und Glauben zu wappnen. Und nun konnte Tilly den geplanten Streich nicht führen, weil der König von Schweden alles daran setzte, daß der zweite Reichsstand, welcher im Vertrauen auf seine Hilfe die Fahne fliegen ließ, nicht das Schicksal des ersten erleide. Am 10. Juli überschritt Gustav die Elbe bei Tangermünde; am 22. nahm General Banér Havelberg mit Sturm, wobei 110 Kaiserliche niedergehauen und 440 gefangen wurden. Dann schlug Gustav westlich von der Stelle, wo Elbe und Havel sich vereinigen, bei der Stadt Werben, ein befestigtes Lager auf, dessen Vertlichkeit mit genialem Scharfblick gewählt war: der König hielt von hier aus nach dem

Ausdruck des Theatrum Europaeum Brandenburg, Mecklenburg — das gerade um diese Zeit von seinen verjagten Herzögen und dem schwedischen General Alte Tott (S. 68) mit Ausnahme von Rostock und Wismar rasch zurückerobert ward — und das Erzstift Magdeburg „in ziemlicher Aufsicht“ und konnte die für sein Heer nötigen Vorräte auf dem Wasserwege leicht heranschaffen. Was die Kaiserlichen durch Magdeburgs Brand verloren hatten, einen im Mittelpunkt des Krieges gelegenen festen Stützpunkt, das schuf sich Gustav um die Mitte des Juli selbst in Werben, und die von der Stadt sich östlich bis zur Elbe hinziehenden Schanzen wurden binnen vierzehn Tagen so verstärkt, daß sie eine so gut wie uneinnehmbare Stellung abgaben. Auf die dringenden Bitten Pappenheims, dem Tilly den Schutz von Magdeburg aufgetragen hatte, kehrte der Generalissimus, dessen Truppen schon bei Mühlhausen mit heftigen Streifparteen handgemein geworden waren und Schmalkalden und Bacha besetzt hatten, unter Zurücklassung von ein paar tausend Mann unter dem Generalwachtmeister Kraz am 19. Juli um und zog von Mühlhausen über Mansfeld und Aschersleben nach Magdeburg, in der doppelten Absicht, sich dem König entgegenzuwerfen und „den Capo der übel Affektionierten“, nämlich den Kurfürsten von Sachsen, zur Unterwerfung zu zwingen: dann würden die kleineren Rebellen schon von selbst zu Kreuze kriechen. Ein Krieg in den Niederungen schien Tilly auch leichter durchzuführen, als einer in dem bergigen, durch zwei starke Festungen (Kassel und Ziegenhain) verwahrten Hessen.

Raum war er abgezogen, so griffen Landgraf Wilhelm und Herzog Bernhard von Weimar, in der getrosten Hoffnung, „daß der Gott noch lebe, durch den David den Goliath erschlagen habe“, die Kaiserlichen unter Kraz mit solchem Ungestim an, daß sie binnen kurzem aus Hessen verjagt waren, und man davon sprach, der Landgraf werde über Braunschweig Tilly im Rücken fassen. Der Generalissimus selbst vereinigte sich in Wolmirstedt mit Pappenheim und rückte, durch einen glücklichen Vorstoß des Königs — wodurch bei Burgstall am 27. Juli die drei Regimenter Bernstein, Holf und Montecuculi zersprengt wurden — noch mehr gereizt, auf das Lager bei Werben los. Am 6. August erschien er vor diesem, wohin der König soeben aus Güstrow

zurückgekehrt war: er hatte dort die Herzöge von Mecklenburg, damit sie wüßten, wem sie ihre Rückkehr aus der Verbannung zu verdanken hätten, „solemniter in ihr Herzogtum wieder eingesetzt“, und zu Ehren des Tages wurde die Bürgerschaft mit 20 Eimern Wein, 40 Eimern Bier und 20 Wispeln Gebäckem gespeist: der König befahl gut gelaunt, daß die säugenden Frauen auch ihre Säuglinge herbei bringen und ihnen von dem Wein geben sollten, damit Kind und Kindeskind sich dieses freudigen Tages erinnere. Am Lager zu Werben versuchte Tilly's Artillerie sich ein paar Tage vergeblich; an einen Sturm konnte er nicht denken, und da der König wohl Scharmügel veranstaltete, „mit seinem Heer aber sich in offenem Feld zu präsentieren vermied“, auch die Lebensmittel fehlten und bei der furchtbaren Hitze selbst das Wasser aus der Elbe im Lager nur um Geld zu haben war, so blieb dem Generalissimus nichts übrig, als abzuziehen. Am Morgen des 9. August ist dies geschehen.

Von allen Seiten schlugen jetzt die Flammen aus dem Boden. Landgraf Wilhelm und Herzog Bernhard eroberten Ende August die katholischen Stifter Hersfeld und Fulda, verjagten die Benediktiner und Kapuziner, erhoben beträchtliche Kriegssteuern und besetzten selbst das zu Kurmainz gehörige Fricklar, das seine starken Mauern und Türme nicht schützten. Der evangelische Erzbischof Johann Adolf von Bremen, geborner Herzog von Holstein, den der Kaiser zu Gunsten seines Sohnes Leopold Wilhelm zu verdrängen wünschte, war entschlossen, seinen dreißigjährigen Besitz nicht ohne Kampf fahren zu lassen; er hatte Truppen geworben und trat mit Gustav in nahe Beziehungen. Ein in England und Schottland durch den Marquis Jakob von Hamilton (S. 45) aus eigenem Antrieb für Gustav geworbenenes „schönes und wohl montiertes“ Volk von 4 Regimentern zu 10 Kompagnien zu 150 Mann, also insgesamt 6000 Mann, erschien in diesem Augenblick in Pommern; der Marquis führte viele kleine Geschütze „neuer Invention“ mit sich, von denen er sich viel versprach; er ward nach Frankfurt a. O. geschickt, um den in Schlesien stehenden kaiserlichen General Tiefenbach, über dessen Unthätigkeit Bappenheim bitter klagte, von einem Vorstoß gegen des Königs linke Flanke abhalten zu

helfen. Eine schwedische Gesandtschaft an Venedig (S. 68) und die Eidgenossen richtete zwar nichts aus; aber der Zar Michael von Rußland hatte schon Ende Juni bei Gustav die Erlaubnis erbeten und gern erhalten, in Schweden Waffen kaufen und seine in Deutschland geworbenen Soldtruppen durch Ingermannland gegen den König von Polen führen zu dürfen. Seit einiger Zeit waren Sendboten des Königs in Konstantinopel beim Sultan und beim Khan der Tataren am Nordrand des schwarzen Meeres thätig, um diese Kriegsfürsten zu einem Angriff auf den Kaiser zu bewegen; gerade jetzt fürchtete man in Wien, daß der Khan, durch das Versprechen von 150 000 Thalern für den König gewonnen, mit 30 000 leichten Reitern in Siebenbürgen einbrechen und ganz Ungarn in Flammen setzen werde. Mit Wallenstein verhandelte Gustav vielleicht schon seit Februar 1631 durch Arnim, sicher seit Mitte Mai durch den böhmischen Edelmann Sezyma Raschin, der ein Bekannter des verbannten Grafen Thurn (S. 67) war; Wallenstein, an sich heftigen Wesens und durch den Kaiser sehr „disgustiert“, sagte zu Raschin, wenn seine Seele in der Hölle säße und er sie durch Wiedereintritt in des Kaisers Dienst (woran in Wien seit längerem gedacht ward und wozu Pappenheim riet) erlösen könnte, so wollte er es doch nicht thun; der König ließ ihm sagen, daß er 12 000 Mann mit 58 Kanonen nach Böhmen schicken wolle: dann solle sich Wallenstein ihnen anschließen und Vizetönig von Böhmen werden. Der Herzog von Friedland hat darauf geantwortet, daß er, sowie die Schweden da seien, mit ihnen des Kaisers Heer niederwerfen und bis vor Wien vorrücken wolle. Aus Braunschweig ward gemeldet, daß alles zu einem Aufruhr bereit sei. Vor allem aber erschienen Herzog Bernhard und kurz nach ihm der Landgraf Wilhelm im Lager bei Werben, und hier wurde am 22. August der seit 21. November 1630 (S. 43) im Grundsatz feststehende Bündnisvertrag zwischen Schweden und Hessen von beiden Seiten unterschrieben; aus der „Eventual-konföderation“, wie sie damals in Straßund entworfen war, wurde jetzt nach neun Monaten ein wirklicher Bund auf Leben und Tod. Der König von Schweden erhielt die unbedingte Oberleitung des gemeinsam und auf gemeinsame Kosten zu führenden Krieges; der Landgraf aber ward zu seinem amtlichen

Stellvertreter („Generaldirektor“) im oberrheinischen Kreis ernannt und sollte einen schwedischen Kriegsrat bei sich haben, der ihm mit Rat und That beistehen sollte, wie andererseits er einen Gesandten im Hauptquartier des Königs halten sollte. Der König versprach dem Landgrafen, daß er dessen Feinde wie seine eigenen verfolgen, ihm im Falle der Not mit äußerster Macht zu Hilfe kommen und keinen Frieden schließen werde, ohne daß der Landgraf und sein Land völlige Genugthuung erhalten hätten; alle hessischen Festungen, die ihm etwa während des Krieges eingeräumt würden, werde er, sobald die Not aufhöre, zurückgeben. Von besonderer Bedeutung ist § 6 des Vertrages, nach welchem, falls der Landgraf einen Stand der katholischen Liga, „welche sich selbst zu des Königs Feinden gemacht“, überziehen und dessen Lande, Städte und Dörfer sich bemächtigen würde, der König dies so genehm halten sollte, als hätte er es selbst gethan; demgemäß sollte er die Pflicht haben, den Landgrafen im Besitz dieser Eroberungen zu mantienieren und zu handhaben. Jetzt mochten die Aelte von Hersfeld und Fulda und der Kurfürst von Mainz sich vorsehen, wie sie wieder zu dem Ihrigen kommen wollten: es war der erste wichtige Gegenschlag gegen das Restitutionsedikt, daß Schweden und Hessen sich anschickten, das, was der römischen Kirche seit 1555 noch geblieben war, ihr vollends zu entreißen. Der Landgraf verpflichtete sich andererseits, daß er mit dem König für einen Mann stehen und von ihm ohne seinen Willen keineswegs absetzen (= abfallen) werde; daß er ihn bei dem Krieg mit allen Kräften unterstützen, 10 000 Mann aufstellen und, falls der König seine Waffen ins österreichische oder ein anderes Feindesland trage, ihm mit soviel tausend Mann assistieren werde, als er Sicherheits halber nur immer thun könne; und wie Gustav den Landgrafen bei etwaigen Eroberungen handhaben wollte, so verpflichtete sich Wilhelm, den König, wenn er irgendwo Eroberungen mache, dabei zu mantienieren, bis er sich seiner Kriegskosten erholt habe.

Man sieht sofort, daß Schweden und Hessen die volle Folgerung aus der gegebenen Lage zogen: Liga und Haus Oesterreich werden rüchhaltslos als Feinde behandelt; von den gewohnheitsmäßigen Redensarten der Zeit, daß man bei allem

in des Kaisers Devotion bleiben wolle, sieht der Landgraf kühl und entschlossen ab.

Nach einer gelegentlichen Aeußerung Gustavs, in der er die Ulmer im April 1632 „seine erstgeborenen Söhne“ genannt hat, „weil sie neben dem Herrn Landgrafen Wilhelm die ersten gewesen seien, welche zu ihm aus eigenem Antrieb ihre Gesandten einen so weiten Weg geschickt hätten,“ muß man annehmen, daß Ulm, ehe es den Leipziger Schluß kassierte, also im Juli 1631, einen Versuch gemacht hat, von Gustav Hilfe zu erlangen, daß er aber, und das begreift sich bei der Entfernung, in der Gustav noch von der Donau stand, ergebnislos gewesen ist. Dagegen erfolgte nun das Ereignis, das der König so lange vergeblich herbeizuführen gesucht hatte und das entscheidend werden mußte: der „Capo“ des evangelischen Wesens in Deutschland, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, entschloß sich offen, auf schwedische Seite überzutreten. Man ist bis vor kurzem der Meinung gewesen, daß er dazu durch den Grafen Tilly gedrängt worden sei, welcher zwar von der Liga immer noch angewiesen wurde, gegen Kursachsen nichts Feindliches zu unternehmen — die „deutsche Libertät“, die Unantastbarkeit des Kurfürstentums durch kaiserliche Exekution, stand auch den ligistischen Kurfürsten oben an —; welcher aber endlich vom Kaiser am 23. Juli ermächtigt worden war, mit Kursachsen, falls es sich noch länger weigere, den Leipziger Schluß zu kassieren, ernst zu machen. Demgemäß rückte Tilly, der es für eine Ehrensache hielt, daß man Sachsen nicht anders behandle, als die kleineren Stände, und der sein Heer nur noch aus Sachsen zu ernähren hoffen durfte, gegen die Grenzen des Kurfürstentums heran und sandte zwei „Subdelegierte“ nach Merseburg, welche verlangen sollten, daß der Kurfürst abrüste, sein Kriegsvolk und seine Kontributionen dem Grafen gegen Schweden zur Verfügung stelle und die kleineren Stände auch zum Verzicht auf den „Schluß“ bewege. Die Subdelegierten sollten auch versuchen, das lutherische Sachsen vor der Gemeinschaft mit dem calvinistischen Hessen zu warnen, während doch die Not der Zeit die Kluft zwischen den zwei evangelischen Kirchen wesentlich überbrückt hatte und im Verlaufe des Leipziger Konvents sogar zwischen den sächsischen

und heftigen Theologen in versöhnlichem Geiste Beratungen über eine Annäherung abgehalten worden waren. Die Abordnung der Subdelegierten erfolgte am 24. August; wir wissen nun aber, daß Johann Georg, der seinen Feldmarschall Arnim in dieser gespannten Lage nicht entbehren konnte, schon sieben Tage vorher, am 17. August, an Arnims Statt den Rittmeister von Bizthum an den König nach Werben sandte, um diesem anzuzeigen, daß Tilly sich anschicke, Sachsen zu vergewaltigen, und den König um Hilfe zu bitten. Der Kurfürst erklärte sich bereit, dem aus Süddeutschland heranziehenden Fürstenberg den Weg zu verlegen, falls der König im Stande sei, Tilly vor Werben festzuhalten. Darnach steht die Sache so, daß — wie man gemeint hat, der Ausbruch des siebenjährigen Krieges erkläre sich daraus, daß zwei Offensiven, die Maria Theresias und die Friedrichs, aufeinander stießen — so 1631 zwei — im Grunde defensiv — Offensiven aufeinander stießen: der Kurfürst glaubte des Angriffs gewärtig sein zu müssen und rief die Schweden herbei, und Tilly war der Ueberzeugung, daß Sachsen seinen Entschluß zum Abfall gefaßt habe und es daher gelte ihm rechtzeitig in den Arm zu fallen. Beide hatten völlig Recht: die Dinge waren durch den so oft als wertlos bespöttelten Leipziger Konvent unaufhaltsam ins Rollen gekommen, und der Zusammenstoß zwischen den Evangelischen, die sich nicht länger mißhandeln lassen wollten, und dem Kaiser, der ihrer nur in ihrer völligen Wehrlosigkeit noch sicher war, ist so unvermeidlich gewesen, daß selbst das an sich dem Kampf so abgeneigte Sachsen schließlich nicht mehr anders konnte, als die so oft abgelehnte Hilfe Schwedens selbst anzurufen.

Man kann sich denken, mit welcher Genugthuung Gustav das Angebot Sachsens empfangen hat: wenn er gelegentlich auch jetzt noch von der Möglichkeit sprach, daß er sich mit dem Kaiser verständigen und aus Deutschland abziehen könne, so sollte das Johann Georg nur das Gefühl schärfen, in welcher Zwangslage er sich selbst jetzt befand, daß er Schwedens weit mehr bedurfte als dieses seiner. Gustav antwortete im Wesentlichen: wenn der Kurfürst ein festes Bündnis mit ihm aufrichten wolle, so sei er gesonnen, mit seinem Heer zu ihm zu ziehen und Leib und Leben

bei ihm aufzusetzen. Sofort gerieten die Heere in Bewegung; der König nahm seine 30 000 Mann mit Ausnahme kleiner Abteilungen, die unter Ase Tott und Horn standen, am 30. August an die Hand und ritt selbst mit 5000 Reitern auf Wittenberg los; Tilly, der sehr wahrscheinlich von Vigthums Sendung Kenntnis hatte, vollzog am 1. September in Eisleben seine Vereinigung mit Fürstenberg, der freilich nur 10 000 Mann bei sich hatte, und als er am 3. September das Erscheinen des Königs bei Wittenberg erfuhr, beschloß er die Würfel zu werfen. Am 4. September überschritt sein Vortrab, 6000 Mann unter Pappenheim mit 8 Geschützen, die Saale, welche die Westgrenze Sachsens bildete, und besetzte Merseburg, dessen Befehlshaber Loß auf dem Schloß bleiben durfte, aber ohne die daselbst in Besatzung liegenden 400 „Defensioner“, d. h. Landwehrmänner, die einfach verpflichtet wurden, nicht mehr gegen den Kaiser zu dienen: dann ließ man sie laufen. Noch trank Tilly mit Loß „ein Gläslein Wein“ auf das Wohl des Kurfürsten: er wollte den ligistischen Fürsten gegenüber sagen können, daß er möglichst sachte verfahren, aber durch Sachsen selbst zur Gewalt genötigt worden sei. Am 6. September erschien der Feldmarschall Arnim im schwedischen Lager bei Roswig, gegenüber von Wittenberg, und vereinbarte in mehrtägigen Verhandlungen mit dem kgl. Rat Dr. Steinberger den Bündnisvertrag. Johann Georg konnte, so unlieb es ihm sein mochte, sich nicht weigern, dem König den Oberbefehl in dem beginnenden Krieg zuzugestehen; er ließ es aber in die vieldeutige Formel bringen, daß in allem, was mit einhelligem Rat beschloffen werde, dem König bei Verrichtung der Exekution die völlige Direktion in Händen gelassen werden solle. Im übrigen gelobten beide, daß sie für einen Mann stehen und nicht einer ohne des anderen Zustimmung Frieden schließen wollten. Gustav verpflichtete sich noch überdies, den Kurfürsten in seinem Zustand, Hoheit, Privilegien, Festungen, Pässen und Gebiet auf keine Weise zu gefährden; damit war die Bürgschaft gegeben, daß, wenn „auf den Notfall“ die Elbpässe vom König besetzt werden müßten, sie doch dem Kurfürsten nicht dauernd entfremdet werden dürften.

Am 11. September hat Johann Georg, am 12. der König

den Vertrag unterschrieben. Tilly hatte sich inzwischen der Stadt Halle bemächtigt und von hier aus ein letztes Mal den Kurfürsten schriftlich zu „gehorsamer Parition“ gegen des Kaisers Befehle betreffs des Leipziger Schlusses ermahnt: die Antwort war, daß der Kurfürst am 13. September nordwärts aufbrach, den Schweden entgegen (die am gleichen Tage bei Wittenberg über den Elbstrom in Kursachsen einrückten), und daß er eine feierliche Absage an Tilly ergehen ließ. Zur selben Stunde fast erschien dieser vor Leipzig und ließ, als die Stadt ohne Anfrage beim Kurfürsten sich nicht ergeben wollte, vor Pfaffendorf etliche grobe Stücke und Feuermörser in Stellung bringen und Granaten und Feuerkugeln in die Stadt werfen; auch soll er im Zorn gedroht haben, wenn die Stadt sich nicht unterwerfe, werde er mit ihr ärger verfahren als mit dem elenden Magdeburg und das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Auf diese Bedrängnis hin erfolgte am 16. September Mittags 12 Uhr die Uebergabe; am 17., als schon die Schlacht im Gange war und der Lärm des Kampfes aus dem Felde herüberscholl, lieferte auch die Pleißenburg, das starke Schloß bei Leipzig, unter dem Hauptmann Vopelius „liederlicher Weise ohne Not“ ihre Schlüssel aus.

Inzwischen vereinigten sich das schwedische und das sächsische Heer am 15. September bei Düben, auf dem halben Weg zwischen Wittenberg und Leipzig, und sofort ward Kriegsrat gehalten, an dem Gustav, Johann Georg, Georg Wilhelm von Brandenburg, der aus Berlin herüber kam, Horn, Banér, Arnim und noch einige hohe Offiziere teil nahmen. Der König war gegen eine sofortige Schlacht — nicht weil es ihm an kühnem Mut gefehlt hätte: das war so wenig der Fall, daß er vielmehr eher den entgegengesetzten Fehler hatte: aber er wollte entweder, wie Pufendorf annimmt, auf alle Fälle entschuldigt sein, wenn der Schlag mißlinge, oder er traute, wie Irmer annimmt, den sächsischen Truppen noch nicht genug Kriegserfahrung zu, um mit Sicherheit auf sie zu rechnen. Gleichwohl ward der Beschluß gefaßt, den Feind anzugreifen und auf ein Hinauszögern der Entscheidung und geschicktes Manövrieren ohne Kampf zu verzichten. Für die Schlacht waren vor allem Johann Georg, der sein Land nicht zum Kriegsschauplatz gemacht und dadurch ruiniert sehen

wollte, und Georg Wilhelm, der endlich von der langen Kriegs-
 plage erlöst zu werden hoffte; sie mahnten, man solle den Um-
 stand benutzen, daß Albringer noch nicht zu Tilly gestoßen war.
 Ueber Wölkau zogen die Heere am 16. September auf Leipzig
 los, dessen soeben erfolgten Fall der Kurfürst sehr ungern ver-
 nahm; am 17. früh setzten sie ihren Weg fort und wurden nach
 1½ stündigem Marsche, etwa 8 km nördlich von Leipzig, des
 Vortrabs des Feindes ansichtig, der auf die Nachricht vom
 Herannahen der Verbündeten sich aus dem Nordwesten der Stadt,
 aus der Gegend von Gutritsch, herüber gezogen hatte, um den
 zwei Heeren den Weg zu verlegen. Tilly war nicht besonders
 auf eine Schlacht bedacht: aber noch weniger wollte er einer
 solchen ausweichen; er beabsichtigte im weiteren Verlauf an die
 Elbe vorzudringen, um mit Tiefenbach, der in Schlesien stand,
 Fühlung zu gewinnen; falls man ihm da in den Weg treten
 würde, sollten die Waffen entscheiden. Um 9 Uhr besetzten seine
 Truppen den Höhenzug nördlich von Breitenfeld; zur Rechten
 nahm Pappenheim Aufstellung, in der Mitte der Generalissimus
 selbst, zur Linken Fürstenberg. Die Verbündeten ordneten sich
 so, daß ein Teil der Schweden unter Banér den rechten Flügel,
 der übrige Teil unter Gustav selbst die Mitte einnahm; an diesen
 schloß sich die sächsische Reiterei, an deren Spitze sich Arnim
 setzte; hinter ihm hielt Horn mit einigen Brigaden als Reserve;
 auf dem linken Flügel stand das sächsische Fußvolk, bei dem
 Johann Georg selbst war. Die Schweden Gustavs, die schon
 lange im Kriege standen, sahen vielfach ziemlich abgerissen aus,
 waren aber des Kampfes gewohnt; die Sachsen, die erst kürzlich
 angeworben waren und noch keine Schlacht mitgemacht hatten,
 waren innerlich weit weniger zuverlässig als ihre Waffengenossen;
 äußerlich aber nahmen sie sich sehr stattlich aus. Berichte, die
 dem Rat von Ulm zuzingen und die im Archiv der alten Reichs-
 stadt liegen, wissen nicht genug zu erzählen, wie vollzählig die
 fünf Regimenter zu Fuß und die sechs zu Pferd gewesen seien,
 wie schmuck sie einherzogen. Das Regiment des Obersten Schwal-
 bach führte rot und gelb, das Starrschädels schwarz und gelb,
 das Löfers rot und weiß, das des Feldmarschalls Arnim rot und
 schwarz, das Klitzings blau und weiß; freilich folgte dem Heere

ein übergroßer Troß, so dem Reiterregiment des Herzogs Johann Wilhelm von Altenburg über tausend Pferde „und viel tausend Huren (Soldatenweiber), als ich noch bei keinem Regiment gesehen habe.“

Die Zahl der Kaiserlichen und Ligisten wird von einem der neuesten Geschichtsschreiber der Schlacht, Walter Ditz, auf etwa 25 000 Mann zu Fuß und 11 000 Reiter angegeben, zusammen also auf 36 000 Mann. Sie bildeten 16 Regimenter zu Fuß und 17 zu Pferd; die Artillerie bestand aus 26 Geschützen. Die Zahl der Verbündeten belief sich auf 27 000 Mann zu Fuß und gegen 13 000 Reiter, zusammen also auf beinahe 40 000 Mann; davon entfielen 16 000 Fußgänger und 7700 Reiter auf die Schweden, 11 000 Fußgänger und 5000 Reiter auf die Sachsen. Die Reiterei der Schweden zählte 18 Regimenter; das Fußvolk war, abgesehen von den besonders gegliederten Musketieren, in 7 Brigaden geteilt. Die Anzahl der sächsischen Regimenter ist schon angegeben. An Geschützen führten die Schweden 54, die Sachsen etwa 21 mit sich: insgesamt waren es also ungefähr 75. Alles gegeneinander abgewogen ergibt sich ein Ueberschuß für die Verbündeten von etwa 4000 Mann, hälftig Fußgänger, hälftig Reiter, und ein fast dreifaches Uebergewicht der Artillerie. Dafür hatten die Katholischen mehrere Umstände voraus: sie waren alle des Krieges, meist auch des Sieges gewohnt; sie standen auf dem oberen Teil des Schlachtfeldes, der den unteren um 19 bis 20 m überragte, und erwarteten hier den Feind, der in ihrem Angesicht über den 2½ km von ihnen entfernten, wegen Gestrüpps und sumpfigen Ufers nicht leicht überschreitbaren Loberbach zu setzen genötigt war, dessen Bett eine Tiefe von etwa 1,20 m hat; endlich hatte das Heer Tilly's den Wind im Rücken, sodaß Staub und Rauch den Gegnern zugeweht werden und sie sehr belästigen mußten. Alles schien für die Schlacht so trefflich gewählt, daß das Zutrauen der Truppen zu ihrem kampfbewährten Feldherrn nur noch erhöht werden mußte. Das Fußvolk Tilly's war nach den Regeln der spanischen Taktik (S. 24), die er als junger Offizier in den Niederlanden erlernt hatte, in vier großen „Phalangen“ oder „Bataillons“, in viereckiger Form aufgestellt, an deren zehn Mann tiefen Gliedern der feindliche Anlauf sich

brechen sollte; das ganze Heer bildete ein einziges, fast 4 Kilometer lang sich hinstreckendes Treffen ohne Rückhalt. Im Gegensatz dazu hatte Gustav seine Schweden, Finnen, Schotten, Liv- und Kurländer in mehreren Treffen hintereinander aufgestellt, um für den Notfall noch einen Rückhalt in Bereitschaft zu haben; auf dem rechten Flügel waren es drei, im Centrum vier, auf dem linken Flügel zwei Treffen. Gustavs Fußvolk bildete leichter bewegliche nur drei Mann tiefe Brigaden; auf den Flügeln wechselten Abteilungen von Reitern mit solchen von Musketieren ab, damit die beiden Waffen sich zweckmäßig unterstützen möchten. Die Sachsen standen in einem einzigen Treffen. Die Artillerie befand sich bei beiden Heeren in der Hauptsache auf den Flügeln, bei den Verbündeten zur Linken, bei den Katholischen zur Rechten.

Morgens um 9 Uhr stießen die beiderseitigen Vortruppen aufeinander: die Verbündeten drängten ihre Gegner zurück und wandten sich dann nach rechts, um dem Feind einigermaßen den Vorteil des Windes abzugewinnen; unter großen Schwierigkeiten, aber von dem schwerfälligen Gegner nicht behelligt, kamen sie über den Loberbach; und wenigstens den halben Wind gewannen sie dem Feinde ab. Gegen 2 Uhr ließ Tilly durch drei blinde Schüsse nach spanischer Sitte den Beginn der Schlacht ankündigen; er soll zu seinen Offizieren gesagt haben, nun sei der König endlich hinter seinen breiten Strömen und aus seinen Fuchslöchern hervorgekommen: noch nie hätten die Keger ein katholisches Heer in offener Feldschlacht besiegt: mit Hilfe der allerheiligsten Mutter Gottes werden sie auch heute das Feld räumen müssen. Jesus Maria! war das Feldgeschrei seiner Leute. Als Antwort von schwedischer Seite krachten zwei scharfe Kanonenschüsse, von denen einer sofort den Obersten Baumgartner zerschmetterte: der Schlachtruf war: Gott mit uns! Nunmehr griffen die Kaiserlichen auf dem linken Flügel an: siebenmal versuchte hier Pappenheim mit seinen Reitern die ihm gegenüberstehenden Scharen Banérs (der schwedischer Reichsrat und General der Infanterie war) vorn zu durchbrechen und zugleich vom Rücken her durch Umgehung zu umfassen; aber ein Teil der Schweden schwenkte ihm entgegen nach links, und siebenmal ward Pappenheim von dem in dreifachem Treffen aufgestellten, also über immer einen Rückhalt verfügenden

Feind zurückgeschlagen, worauf seine Reihen sich lösten. Von den nun zum Angriff vorgehenden schwedischen Reitern der Regimente Stålhanske, Bunsch, Tott, Westgothland, Smaland und Ostgothland, denen die Musketierabteilungen trefflich vorarbeiteten, wurde das Regiment zu Fuß Holstein, das unter den Reitern stand und sich heldenmütig wehrte, gesprengt und meistens „in die Pfanne gehauen“. Etwa um 4 Uhr war Banér's Sieg über Pappenheim entschieden: der Feldmarschall, der seine Leute nicht mehr zum Stehen bringen konnte, ritt knirschend hinüber zu Tilly, um dort weiter zu fechten. Von der schwedischen Reiterei verfolgte, wie es scheint, die Hauptmasse den fliehenden Feind: ein Regiment ward, wie wir sehen werden (S. 84), nach links abgerufen.

Indem sich Tilly's Armada bei dem erwähnten Rechtsabmarsch der Schweden auch rechts zog, um den Vorteil des Windes nicht zu verlieren, war der linke Flügel vom Regiment Holstein an von dem übrigen Heer völlig „abgerissen“ worden; und so entwickelte sich die Schlacht auf dem rechten Teil des Heeres ganz selbständig. Von etwa ein Uhr an beschloß man sich zunächst beiderseitig mittelst der Artillerie; gegen drei Uhr aber warfen sich die Katholischen, weil ihnen das überlegene schwedische Feuer lästig wurde, in der Richtung nach rechts auf die Truppen Horns, wo sie aber vom Oberst Teufel zurückgeworfen wurden, und mit ihrer Hauptmasse auf die Sachsen: auf diese mit solcher Wucht, daß sowohl die Reiterei, welche sich tapfer wehrte, als auch das Fußvolk in die Flucht geschlagen wurden. Das letztere hielt sich sehr schlecht und „warf nach einer einzigen Salve das Hasenpanier auf;“ es ließ sogar seine Fahnen und Geschütze in der Hand des Feindes. Nur die Reiterregimente Arnim — bei welchem sich der Feldmarschall selbst befand — und Taube blieben auf dem Schlachtfeld, wo sie in der Aufstellung sich unmittelbar an die Schweden reihten, und fochten weiter. Alle andern flohen, so weit sie konnten, nur durch ein paar Schwadronen Kroaten verfolgt; der Kurfürst selbst gelangte bis Eilenburg.

Nun ließ Tilly sein Fußvolk an der Stelle, wo das sächsische Geschütz erobert ward, eine Schwenkung nach links ausführen, um den General Horn, der auf seinen Posten, wie erwähnt, siegreich war, in die Flanke zu fallen; die eroberten sächsischen Geschütze

wurden auch umgedreht und sandten ihre ehernen Grüße in Horns Reihen. Man sieht hier deutlich, was Tillys leitender Gedanke gewesen ist: er wollte zuerst mit seiner ganzen Wucht die sächsischen Neulinge über den Haufen rennen und dann die schwedischen Veteranen in ihrer linken Flanke fassen und aufrollen. Der erste Teil des Planes war nunmehr, etwa um 4 Uhr, nach Wunsch gelungen: jetzt galt es, den zweiten ebenso durchzuführen. Hier aber änderte sich das Glück des Tages. Während Horn seine Truppen nun auch nach links schwenken ließ, um den Stoß des Feindes aufzufangen, nahm der König selbst mit der blitz-ähnlichen Raschheit eines genialen Entschlusses den entscheidenden Augenblick wahr: nach Rücksprache mit Arnim warf er sich mit dessen Regiment und einem guten Teil seiner eigenen Reiterei, von Musketieren begleitet, auf die feindliche Reiterei, die an Zahl schwach war, weil einige Reiter-Regimenter Fürstenbergs auf dem äußersten rechten Flügel an dem Kampf offenbar garnicht teil nahmen. Hier nun trat das von Gustav sorgsam vorbereitete Zusammenwirken der Waffen auf einem entscheidenden Punkte geradezu glänzend hervor. Die Musketier-Abteilungen gaben, sobald sie hinter ihren eigenen Reitern gedeckt nahe genug herangekommen waren und ihre eigenen Reiter durch Auseinanderschwenken ihnen die Möglichkeit des Schießens eröffneten, ihr Feuer in der Weise ab, daß zunächst das vorderste Glied auf das Knie sich niederließ, das zweite sich bückte, das letzte aufrecht stehen blieb. So feuerte ununterbrochen Glied nach Glied: es erging ein allgemeines furchtbares Feuer der gesamten Musketiere auf den Feind, der anfänglich zwar „wie eine Mauer“ stand, bald aber, als Pferd und Reiter haufenweise stürzten, in Unordnung geriet; und nun brach die schwedische Reiterei mit mächtigem Stoße vor und vollendete die Niederlage der kaiserlichen Reiterei. Der Rheingraf nahm im gleichen Anlauf auch die Artillerie des Feindes weg; ausdrücklich wird von dem Augenzeugen, dem brandenburgischen Oberst Burckersdorf, hervorgehoben, daß auch die kleinen Geschütze, die die Schweden vor jedem Regiment führten und die sehr leicht fortzubringen waren (S. 25), ihnen bei diesem Angriff sehr dienlich waren — vor den vereinten Waffen der Reiterei, des Fußvolkes und der Artillerie der Schweden erlagen die vereinzeltten Waffen der Kaiser-

lichen, zuerst ihre Reiterei, dann ihr Geschütz, und nun endlich auch das Fußvolk. Dieses nämlich hielt seine Stellung da, wo die sächsischen Geschütze erobert worden waren, fest, stand also auch ursprünglich in der linken Flanke der Schweden, nun aber, seit diese auch geschwenkt hatten, ihnen — mit dem Gesicht nach Westen — gegenüber. Lange schlug es die Angriffe Horns ab: abermals jedoch brachen die Musketiere durch ihr wohlgezieltes Feuer Breschen in die feindlichen Massen, in welche sich dann das von Horn selbst geführte Reiter-Regiment Westgothland warf, das nach Pappenheims Niederlage verfügbar war (S. 82). Zwischen 6 und 7 Uhr, als es schon dunkelte, war auch hier alles zu Ende: der letzte Teil des kaiserlichen Heeres, das Fußvolk, floh gleich der Reiterei zersprengt nach allen Seiten; die schwedische Reiterei und die Sachsen vom Regiment Taube setzten den Fliehenden nach. Tilly selbst ward nur durch die Reiterei vom Regiment Cronberg vor Gefangennahme geschützt: ein rheingräflicher Rittmeister, der „lange Fritz“, hatte an ihn heranjagend ihn schon zur Ergebung aufgefordert, als Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen den Verfolger noch rechtzeitig durch die Schläfe schoß. Die Niederlage war zerschmetternd: in Halle, wohin die Flucht sich zog, hatte der Generalissimus nicht mehr als 15 Fähnlein zu Fuß, zusammen 600 Mann, und 14 Kornette Reiter, noch 1400 Pferde, unter Pappenheim — der trotz aller Tapferkeit vom Strom mit fortgerissen worden war — um sich. Das ganze übrige Heer war verwundet, erschlagen, zersprengt: allein an Toten ist der Verlust Tillys auf über 8000 angeschlagen worden, der der Sachsen auf 3000, der der Schweden auf 2000. Das Erstaunlichste aber ist, daß von den sieben schwedischen Fuß-Brigaden die vier, welche das erste Treffen im Zentrum bildeten, und wie es heißt sogar auch eine vom zweiten Treffen garnicht eigentlich zum Fechten kamen; ebenso hat, wie erwähnt, die kaiserliche Reiterei des äußersten rechten Flügels kaum irgendwie in die Schlacht eingegriffen. Von den Sachsen, mit Ausnahme der Reiter von den Regimentern Arnim und Taube, verlassen, in seiner linken, eine Zeit lang selbst in seiner rechten Flanke durch Fürstenberg und Pappenheim bedroht, hatte das schwedische Heer gesiegt, und zwar so, daß von ihm nur die Reiterei und zwei Fünftel des Fußvolkes zum Schlagen

kamen: vermöge des Königs unerschütterlicher Kaltblütigkeit, rascher Entschlossenheit und kluger, lang eingeübter Taktik, die unterstützt ward von Männern von eiserner Festigkeit, wie Horn, Banér und Arnim, waren schließlich etwa 10000 Reiter und 7000 Fußgänger über fast die doppelte Anzahl von Feinden völlig Meister geworden.

V. Kapitel.

Gustav in Franken und am Rhein. Verhandlungen in Mainz und Frankfurt. Pläne des Königs.

Der Eindruck, den die Schlacht bei Breitenfeld auf die Zeitgenossen hervorrief, war ein ganz ungeheurer. „Es ist eine solche Schlacht gewesen, sagen die erwähnten (S. 79) an den Ulmer Rat gerichteten Briefe, daß dergleichen keiner gedenken kann. Es liegen die Toten dermaßen weit und dick, daß nit zu beschreiben. Viele leben noch und bitten, man soll sie totschießen; sechzehnhundert sein gefangen. Der König hat vor der Schlacht gesagt: „nun in Gottes Namen, was wir thun wollen, muß bald geschehen; wir haben keinen Hasen, sondern einen Bären aus seinem Lager zu jagen; ich will mit dem alten Schindhund einen Gang thun, traue Gott und meiner rechten Sach; ich defendiere einen Königs-kopf und zwei Kurmützen.“ Ist also Gott Lob der grausame Feind aus dem Feld geschlagen, die ganze Armee zertrennet. Das Treffen, so auf dem weißen Berg vorgangen, ist ein Kinderspiel gegen dem zu rechnen, so bei Leipzig vorgangen ist.“ Anfänglich glaubte man gar, wie jene Briefe zeigen, daß Tilly selbst von den Finnen, „denen in diesem starken Treffen der Preis gegeben wird,“ in einem Bauernhaus gefangen worden sei. Wenn sich auch dies nicht bewahrheitete, so zeigte sich doch, daß die katholische Armada vorerst nicht mehr vorhanden war; die Flucht war so wild und haltungslos, daß 100 Fahnen und 6000 Wagen zurückgelassen wurden; auch die den Sachsen abgenommenen Geschütze und Fahnen wurden von den Schweden und den sächsischen Regimentern Arnim und Taube zurückgewonnen. Mit Recht ist

gesagt worden, daß diese erste Schlacht von Leipzig an folgenreicher Bedeutung die zweite noch übertrifft; wurde durch die zweite in drei Tagen die kaiserliche Fremdherrschaft in Deutschland zerbrochen, so hat die erste binnen fünf Stunden den hart bedrängten, fast für verloren angesehenen Protestantismus und damit die Grundlagen der modernen Kultur unserem Volke gerettet. Es war sehr begreiflich, daß die Sieger am Morgen des 18. Septembers drei Stunden lang auf der Wahlstatt Victoria schossen, und daß wie zur Zeit, da die Armada Philipps II. auf dem Meer zererschellte, der Ruf sich erhob: „Gott ist lutherisch geworden.“ In Wien machte die Schreckensbotschaft einen Eindruck wie etwa die Kunde von der Teutoburger Schlacht am Hoflager des Augustus. Um die Ratlosigkeit noch zu erhöhen, traf fast gleichzeitig aus den Niederlanden die Nachricht ein, daß eine spanische Flotte von 78 größeren und kleineren Schiffen, die aus Antwerpen die Schelde hinabsegelte, um die Niederländer anzugreifen, am 12. September vor der Scheldemündung bei der Insel Schouwen durch die generalstaatliche Flotte völlig geschlagen worden sei. „Die Spanier, sagt der schwedische Geschichtschreiber Bogislaw Philipp Chemnitz, sind derogestalt gestriegelt worden, daß sie über dritthalbtausend Tote, in drei bis viertausend Gefangene, bei die zweihundert Stück Geschütz und einen großen Vorrat an allerlei Kriegsbereitschaften und Geld eingebüßt und verloren.“ Die Nachricht von der Breitenfelder Schlacht hatte die Folge, daß der am 15. September endlich eröffnete Frankfurter „Kompositionstag“ sofort wieder geschlossen ward. Es war das nicht zu bedauern: der Herr von Questenberg hatte erklärt, daß der Kaiser am Restitutionsedikt als einer Folgerung aus dem Augsburger Religionsfrieden festhalte. Bei einem solchen Verhalten war keine Einigung der Parteien zu erhoffen und alle Verhandlungen lediglich Zeitverderb.

Das Erste, was nun die Sieger von Breitenfeld nach der Schlacht thaten, war die Vertreibung der kaiserlichen Kriegsvölker aus Leipzig, Halle und Merseburg, was binnen weniger Tage geschehen war. Am 25. September begab sich das gesamte Haus Anhalt in Bund und Schutz des Königs. Dann beriet man sich in Halle über die weitere Fortführung der Kriege. Dreierlei Wege kamen in Frage. Erstens konnte man Tilly nachsetzen, der

über Halle und Halberstadt, wo er alle Mönche mit sich hinwegnahm, gegen die Weser zurückwich und die in Hessen und Thüringen stehenden Heerkörper unter Jucker und Aldringer eiligst zu sich beschied. Zweitens konnte man sich gegen den Kaiser wenden und versuchen ihn durch einen direkten Vorstoß auf seine Erblande zum Frieden zu zwingen. Drittens konnte man es unternehmen, den seit dem Juni 1631 darniebergeworfenen süddeutschen Evangelischen Luft zu schaffen und sie dem allgemeinen Kriegsbunde der Protestanten anzugliedern. Schließlich einigte man sich, daß Tilly, dessen Ansehen und Macht gebrochen schien, nicht weiter verfolgt, sondern der Sieg sofort zur Befreiung der schlesischen und oberdeutschen Glaubensgenossen ausgenutzt werden sollte. Gern hätte Johann Georg den Zug nach dem Süden für sich erwählt; dadurch wäre es ihm erspart geblieben, angriffsweise gegen den Kaiser vorzugehen, und er hätte mit den deutschen Protestanten neue Beziehungen anknüpfen können; Gustav wies ihm aber den Einmarsch in Schlesien zu, dessen evangelische Stände der Kurfürst vor Jahren, als er sie mit dem Kaiser aussöhnte, ihrer Religionsübung versichert hatte; es war nach Gustavs Meinung seine Pflicht, ihnen, da der Kaiser sie wortbrüchig bedrückt hatte, zu helfen, und es ließ sich hoffen, daß sie zu ihm abfallen würden. Der König wünschte selbst, als Retter und Schutzherr der süddeutschen Protestanten aufzutreten und demgemäß über den Thüringer Wald nach dem Süden zu ziehen: er wollte diese Aufgabe nicht dem Kurfürsten von Sachsen überlassen, dem er nicht ganz traute. Wir halten auch für sehr wahrscheinlich, daß Gustav auch Frankreich gegenüber am Main und Rhein selbst auf der Wacht sein wollte: nach Pufendorf ist Örenstjerna, gerade weil er voraussah, daß der Zug an den Rhein Frankreich verstimmen werde, dafür gewesen, daß der König auf Wien ziehe; aber er drang nicht durch. Sollte je Tilly „wieder ein starkes corpo formieren,“ so hielt sich Gustav für mächtig genug, ihm jederzeit „das Haupt zu bieten.“ Die Kriegsführung Gustavs, bisher so überaus vorsichtig, daß er zur Schlacht von Breitenfeld fast genötigt worden ist, wird jetzt nach Max Lenz' richtiger Beobachtung mit einem Schlage überaus kühn; der König vertraute fest, daß er den Süden, soweit er katholisch war, mit Gewalt, soweit er evangelisch war, durch den unwiderstehlichen Zug der

Herzen gewinnen werde. Die „Pfaffengasse“ des heiligen römischen Reiches am Main und Rhein mit ihren reichen Stiftern verhielt große Beute, die mächtigen Reichsstädte ausgiebige Unterstützung mit Geld: noch waren die Wurzeln ihres Wohlstandes so gesund, daß der König einmal (im Juni 1632) geurtheilt hat, mit Frankfurt, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Augsberg und etwa noch Erfurt wolle er mehr ausrichten als mit den Fürsten.

Nunmehr wandte sich das sächsische Heer unter Arnim gegen den Kaiser; aber unter Abänderung des ursprünglichen Plans brach es nicht in Schlesien, sondern in Böhmen ein. Der Grund scheint darin zu liegen, daß die 1620 verjagten protestantischen Böhmen, die Emigranten jener Zeit, an ihrer Spitze Graf Matthias Thurn, sich auf das Land zu werfen, es rasch zu erobern und dann alle Verhältnisse auf den Kopf zu stellen, den Zustand vor 1620 wieder aufzurichten gedachten. Mit ihnen kam dann ihr früherer König, Friedrich V. von der Pfalz (S. 2. 95), zurück. Die Nachbarschaft des Calvinisten wollte man aber in Dresden nicht, wo die energische und den Katholischen sehr feindlich gesinnte Kurfürstin Magdalena Sibylle vielmehr ihrem Gemahl die böhmische Krone wünschte. Auch Wallenstein war von dem Gedanken einer Restauration, der seinen Besitz gefährdete, wenig erbaut und riet seinem Freund Arnim zum Einmarsch, damit Sachsen das Land in der Hand habe, nicht die Emigranten. Als Arnim gegen Prag heranrückte, floh der Statthalter Marradas; auch Wallenstein reiste ab; „wie Schafe ohne Hirten“ ergaben sich die Bürger am 15. November. Die Emigranten zogen bald nachher ein, und da sie nicht befehlen konnten, so verübten sie wenigstens einzelne Missethaten, machten die Hauptkirche Teyn in der Altstadt wieder evangelisch und begruben die am Brückenturm hängenden Schädel ihrer am 21. Juni 1621 hingerichteten Genossen feierlich zur Erde.

Gustav zog inzwischen gegen das zu Mainz gehörige Erfurt: Herzog Wilhelm von Weimar ritt mit tausend Reitern voraus und bewog die Stadt am 1. Oktober nach einigem Sträuben, ihre Thore zu öffnen. Am 4. Oktober ritt der König selbst ein und verpflichtete den Rat, Ihrer Majestät, auch deren Erben im Königreich und dero Verbündeten, solange dieser Religionskrieg währe, hold und gewärtig zu sein. Ferner übernahm die Stadt den

Unterhalt einer Besatzung von 3225 Mann. Gustav bestand auf diesem Punkte, weil er die Absicht hatte aus Erfurt, dem wichtigsten Gemeinwesen in Thüringen, das fast die Stellung einer freien Stadt sich errungen hatte, seinen Stützpunkt in dieser Landschaft zu machen; für den Anschluß der Stadt „an das evangelische Wesen“, wie der König sich ausdrückte, erhielt sie einen königlichen Versicherungsbrief, der ihr alle ihre Gerechtsame und Freiheiten und überhaupt des Königs Schutz verbürgte. Schon am 3. Oktober hatten die sämtlichen vier weimariſchen Herzöge sich an Gustav aufs engste angeschlossen; auch Herzog Ernst kam jetzt herbei; Herzog Wilhelm war so eifrig, daß er den Erfurtern, als sie aus Furcht vor ihrem Erzbischof Anselm Kasimir von Mainz und dem Kaiser Bedenken gegen den Anschluß an Schweden äußerten, zugerufen hatte: „ich steige nicht vom Pferd, bis Ihr Ja gesagt habt.“ Der König ernannte ihn in Erfurt zu seinem General-Leutnant und Statthalter in Thüringen, womit dieses Land dem Einfluß Kurfachsens entzogen war und die Ernestiner als Kronbeamte des Königs erschienen. Der Herzog sollte sofort ein Heer anwerben, das als „Generalreserve“ sowohl nach Norden als nach Süden, wo es gerade nötig sei, sollte marschieren können. Gegen die kleine katholische Minderheit in Erfurt benahm sich Gustav sehr freundlich; den Jesuiten erklärte er zwar, daß er merkwürdige Dinge von ihnen gehört habe und ihnen nicht recht traue, gab ihnen aber doch eine Wache von 25 Mann. Anders trat freilich nach des Königs Abzug Herzog Wilhelm auf: er forderte von der katholischen Geistlichkeit der Stadt für den Schutz 7000 Thaler monatlich und nahm ihr, als sie nicht mehr zahlen konnte, die Kirchengefäße weg. So verfuhr er um so mehr, je weniger Gustav seine Begierde nach Vergrößerung seines Ländchens erfüllte und ihn nur als seinen General behandelte.

Gustav sandte, ehe er selbst sich zur Ueberschreitung des Thüringer Waldes in Bewegung setzte, den Hofrat Martin Chemnitz und den Rittmeister Max von Rehlingen mit einer Abteilung Reiter voraus, damit sie die Stände des fränkischen Kreises auf seine Ankunft vorbereiten und sie zum Anschluß an ihn bestimmen sollten. Er zog dann über Arnstadt, Ilmenau und Schleusingen binnen dreier Tage über das Gebirge, eroberte die würzburgische

Feste Königshofen (östlich von Neustadt an der Saale) mit ungeheuren Vorräten aller Art und rückte am 12. Oktober in der größtenteils evangelischen Reichsstadt Schweinfurt ein, deren Bürger ihn mit begeistertem Jubel begrüßten. Gerade hier, in dem Bereich der vornehmsten geistlichen Fürstentümer und der Hauptglieder der Liga, hatten die Evangelischen — abgesehen von Oesterreich — am härtesten unter dem religiösen Druck gelitten, und noch am 17. September hatten sich alle evangelischen Stände des fränkischen Kreises förmlich vom Leipziger Schluß losgesagt. So empfing man den König allenthalben als den „neuen Gideon“, den „Messias aus dem Norden“: „komm, rief ein Lied ihm zu, o Helmenkron, nächst Gott unser Trost und Wonn!“ Zum Ersatz für so manche Drangsal schenkte Gustav der Stadt Schweinfurt 14 würzburgische Dörfer und einige Klöster; er ließ in ihr eine ausreichende Besatzung zurück. Indem er sodann das Bistum Bamberg zunächst links liegen ließ, um so mehr als dessen Bischof Johann Georg von Dornheim sich zu allem Guten erbot, erschien er vor Würzburg, dessen Bischof Franz, ein geborener Graf von Hatzfeldt, mit acht Pferden davon ritt. Am 15. Oktober zog Gustav in der Stadt ein, und am 18. früh morgens um vier Uhr ward auch das Schloß, der „Marienberg“, wo 600 Söldner und Bauern lagen, der sogenannte „Landesauschuß“ (S. 58), im Sturm genommen und viele von der Besatzung, auch einige Geistliche, von den Siegern in der Erbitterung des Kampfes erschlagen. Den Frauen geschah aber bei der Strenge, womit der König jedes Verbrechen gegen sie ahndete, nichts zu leide; den Anführer, Rittmeister Keller von Schlaitheim, rettete der Oberst der schwedischen Artillerie, Leonhard Torstenson (S. 26), persönlich. Man erbeutete auf dem Schloß 30 Geschütze, den bischöflichen Marstall, der „voll köstlicher Pferde war,“ „an Wein einen trefflichen Ueberfluß“, die Ernte von zwanzig Jahrgängen: die Soldaten erlangten viel bares Geld. Mit der Einnahme des Marienberges war das ganze Stift Würzburg in der Hand des Königs, und nun kehrte dieser den Spieß um; wenn der Kaiser und die Liga von den Evangelischen die Rückgabe aller seit 1552 durch sie eingezogenen geistlichen Güter verlangt hatten, so antwortete nun der König von Schweden — wie Landgraf Wilhelm von Hessen (S. 72. 74) —

damit, daß er die mit Waffengewalt in seine Hand
gefallenen katholischen Stifter als weltlichen Besitz
behandelte. Er ließ sich von den Ständen und Unterthanen
des Stifts Würzburg „als ihrem Erbherrn“ huldigen und machte
sie damit zu Unterthanen nicht nur seiner Person, sondern der
Krone Schweden an sich: wenn er die Klausel anfügte, daß die
Erbhuldigung nur solange gelten solle, bis der König anderweitige
Verfügung treffe, so stand es völlig bei ihm dieser Klausel Folge
zu geben oder nicht. Auch der Name des Bistums verschwand;
der König nannte es sein „Herzogtum Franken“, und errichtete eine
„königliche Landesregierung“, welche aus zwei Statthaltern, einem
Ranzler, elf Beisitzern und einer Anzahl Schreibern bestand. Mit
den Klostergrütern begabte Gustav einige seiner Generale und seine
fürstlichen Gefolgsleute deutschen Stammes. Aus allem, was er
in jenen Tagen that, ergiebt sich, daß er sich seit dem Sieg
von Breitenfeld seine Ziele anders und höher steckte.
Früher waren seine Absichten kaum weiter gegangen, als sich der
südlichen „Ostseekante“, d. h. Pommerns, so oder so zu versichern
und das Evangelium in Deutschland vor der Vernichtung zu
schützen. Jetzt verlangte er durch seinen Gesandten Salvius von
seinem brandenburgischen Schwager, daß er mit ihm statt des
zeitlich begrenzten Bündnisses ein ewiges eingehe, ihm das absolute
Direktorium des Krieges zugestehende und den zwischen Schweden
und Pommern bestehenden Vertrag anerkenne; Georg Wilhelm
hat das freilich alles abgelehnt und auch keine weiteren Zahlungen
zum Krieg geleistet. Von dem niedersächsischen Kreis aber
schloß sich ein Teil der Stände dem König unbedingt an; Herzog
Georg von Lüneburg erschien sogar persönlich in Würzburg,
trat (wie Wilhelm von Weimar) in schwedische Dienste und ver-
pflichtete sich, sechs Regimenter für den König zu werben. Im
Oktober ist auch der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach
mit dem König in ein Bündnis getreten. Am 2. November schloß
Gustav sodann mit Nürnberg und Bayreuth, zweien der vor-
nehmsten Glieder des fränkischen Kreises, in Würzburg einen
„Interimsrezeß“, laut dessen er beiden Ständen seinen Schutz zu-
sicherte und sie sich verpflichteten, ihm 72 „Römermonate“ (zu etwa
12000 fl.) binnen sieben und einem halben Monat in drei Abätzen

zu zahlen. Das war noch kein völliger Anschluß an Schweden, aber doch ein Abfall vom Kaiser: alle Stände des fränkischen Kreises, welche nicht binnen zwei Monaten sich dem Vertrag anschließen würden, sollten als Feinde behandelt werden: der König erklärte überall, daß er niemand Neutralität bewillige, was die meisten Stände vorgezogen hätten, sondern daß zwischen Feindschaft oder Freundschaft zu wählen sei. Die fränkische Ritterschaft entschied sich, soweit sie evangelisch war, zum Anschluß an den König: sie versprach 1100 Musketiere und monatlich 4000 Thaler Kriegsteuer zu leisten.

Inzwischen hatte Tilly in Corvey an der Weser die kölnischen Truppen, in Friblar die Aldringers, Fuggers und Merode's an sich gezogen; in Miltenberg am Main wurde er noch überdies durch 12000 Söldner des kriegslustigen Herzogs Karl IV. von Lothringen verstärkt, der „beim König von Frankreich ins schwarze Register gekommen war“ und sich deshalb an den Kaiser angeschlossen. Tilly verfügte nunmehr über 40—50000 Mann und 26 Geschütze: der Zahl nach hätte er Gustav jetzt nahezu erdrücken können: allein seine Mannschaften waren so schlecht gekleidet und ausgerüstet und deshalb so minderwertig, daß der Generalissimus an einen Angriff garnicht denken konnte; zur Rettung Würzburgs kam er ohnehin zu spät. Als vollends Gustav ihm mit 6000 Mann entgegenzog und östlich von Miltenberg bei Steinbach und Wencken am 4. November den aus vier Regimentern bestehenden, in beiden Dörfern liegenden Vortrab des Feindes bei Nacht überfiel und zersprengte, wich Tilly nach Süden aus, besetzte am 9. November Rothenburg ob der Tauber, dessen schwedische Besatzung, nur 600 Mann, nach kurzem Kampfe sich zurückzog, und legte der Stadt, die von den Lothringern drei Wochen lang in jeder Weise mißhandelt wurde, 20 000 Thaler Kontribution auf. Hierauf erschien er am 20. November in Ansbach; überall verübten seine ausgehungerten Soldaten, schrecklicher für die Freunde als für die Feinde, Raub und Plünderung. Die geistlichen Fürsten am Main und Rhein waren sehr ungehalten, daß ihr Feldherr — sie gehörten alle zur Liga — sie ohne Schutz ließ; der Bamberger Bischof allerdings wurde durch 3000 Mann, die Tilly nach seiner Feste Forchheim warf, des Schwankens (S. 90) überhoben; aber die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier sahen keinen andern Weg

als den einer Gesandtschaft an den König. Dieser beschied sie dahin, daß sie sich vom Kaiser völlig trennen, ihm 40 000 Thaler monatlich zahlen, Lebensmittel und freien Durchzug gewähren, einige feste Plätze überlassen und den Evangelischen in ihrem Gebiet den Genuß freier Religionsübung und ihrer früheren Einkünfte gestatten müßten; wollten sie darauf nicht eingehen, so werde er sie mit Feuer und Schwert bekriegen. Der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, der stets sich auf kaiserlicher Seite gehalten hatte (S. 55) und nach Breitenfeld die Herstellung eines Friedens zwischen Evangelischen und Katholischen betrieb, der Gustavs Anwesenheit in Deutschland überflüssig machen sollte, würde, wenn er nicht der Schwiegersohn des sächsischen Kurfürsten gewesen wäre, vielleicht von Land und Leuten verjagt worden sein. Jetzt kam er, nachdem Gustav am 19. November Horn mit 6000 Mann zum Schutz Frankens zurückgelassen hatte und selbst mit 16 000 Mann am 27. November in dem widerstrebenden Frankfurt eingerückt war, mit einem Vertrag davon, der ihn verpflichtete, den Schweden die Feste Rüsselsheim in der Nähe des Zusammenflusses von Rhein und Main für die Dauer des Krieges auszuantworten. Frankfurt selbst hätte seines Handels wegen am liebsten Neutralität erlangt: überall antworteten ja die Kaiserlichen und Sigisten auf den Anschluß der Städte an Schweden mit der Beschlagnahme ihrer Waren, so daß Nürnberg einmal (nach den Ulmer Akten über einen im Februar 1632 in Heilbronn gehaltenen Städtetag) den ihm daraus bei einer einzigen Messe erwachsenen Schaden auf 400 000 Gulden anschlägt. Der König blieb auch hier bei seiner Forderung: Freund oder Feind; so lange Nürnberg sich noch nicht für ihn entschieden hatte (S. 91), hat er ihm auch für 100 000 Reichsthaler Waren wegnehmen lassen. Persönlich ließ er es an Leutseligkeit nicht fehlen: als er durch Frankfurt ritt, grüßte er nach allen Seiten, und wo er einen angesehenen Mann sah, zog er sein Barrett und rief ihn freundlich heran. Der gemeine Mann war überall für ihn begeistert; in Ulm sang man nach des Chronisten Furttenbach Zeugnis auf den König in allen Gassen ein Lied, das eine über die Maßen heroische Melodie hatte. Der Rat von Frankfurt konnte sich dem militärischen und moralischen Druck, den der König ausübte, nicht entziehen: er

willigte ein, daß in Sachsenhausen 600 Schweden verblieben, daß dem König „Paß und Repaß“ durch die Stadt verwilligt und am 12. Dezember in die Hand seines Bevollmächtigten, des Grafen Philipp Reinhard von Solms, der Huldigungsseid geleistet wurde. Um diese Zeiten kamen auch aus andern Theilen Deutschlands erfreuliche Botschaften. Am 16. Oktober hatte Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg Rostock zurückgewonnen. Der Landgraf von Hessen brandschatzte die Ligiſten Weſtfalens bis nach Paderborn hin. Der vor Magdeburg liegende Banér zerſprengte bei Mansfeld die aus Mecklenburg zurückweichenden kaiſerlichen Truppen unter Birmund und ſteckte die, welche ſich ihm ergaben, nach oft erprobtem Beiſpiel einfach in ſeine Regimenter.

Gustav zog von Frankfurt aus gegen Mainz, kehrte aber am 6. Dezember für kurze Zeit nach Frankfurt zurück, in der Abſicht von da nach Nürnberg zu ziehen und dieſe Stadt — kraft des Vertrages vom 2. November — gegen einen von Tilly drohenden Rachezug zu ſchützen. Als Tilly aber auch dieſes mal — nicht den ſtrengen Befehlen Maximilians von Bayern gemäß, wie man geglaubt hat, ſondern vielmehr gegen deſſen Wunſch mit Rückſicht auf die klägliche Beſchaffenheit ſeines Heers — ſofort vor den herannahenden Schweden zurückwich, nahm der König ſeinen rheiniſchen Feldzug wieder auf und rückte gegen Mainz vor, wobei Herzog Bernhard den Vortrab beſchlugte; Kaſtel, Bingen und der Mäuſeturm wurden von den königlichen beſetzt. Der Kurfürſt von Mainz, Anſelm Kaſimir, geb. Herr von Umſtadt, floh mit den Biſchöfen von Würzburg und Worms nach Kreuznach, da ſie die oben erwähnten Forderungen Guſtavs (S. 93) nicht erfüllen wollten: zum Schutz des Rheinüberganges bei Oppenheim und zur Deckung der Hauptſtadt Mainz hatte Anſelm einige tauſend Spanier von dem Heer, das ſeit 1622 in der Pfalz lag, kommen laſſen. Aber Guſtav bedachte ſich nicht lange, den ihm ſo von den Spaniern hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, obwohl er biſher amtlich mit Spanien im Frieden gelebt hatte. Am 17. Dezember erſtürmten die Schweden die Rheinſchanze bei Oppenheim, wobei 500 Spanier niedergehauen wurden, und rückten vor Mainz, deſſen Befehlshaber Wittenhorſt nach nur zweitägiger Belagerung am 23. Dezember die weiße Fahne aufzog und die Erlaubnis erhielt mit ſeinen Leuten

„mit Sack und Pack, mit Ober- und Untergewehr und zwei Feldstücken“ ausziehen und sich nach Luxemburg zu begeben. Am gleichen Tage hielt Gustav seinen Einzug in die Stadt, wo 80 Kanonen, 120 Tonnen Pulver und viele Lebensmittel vorgefunden wurden. Die Bürgerschaft kaufte sich um 80 000 Thaler von der Plünderung los; von diesem Vertrag nahm aber Gustav die Geistlichen und die Juden aus, erstere wegen ihrer praerogativa spiritualis, ihrer geistlichen Bevorrechtung, wie er ironisch sagte, letztere, weil sie nirgends als Bürger galten, beide, weil sie reich waren: sie mußten sich mit besonderen Summen loskaufen. Sofort verfuhr der König in Mainz wie in Würzburg: er richtete eine Verwaltung des Erzstifts in seinem eigenen Namen auf und gab damit zu erkennen, daß er auch dieses geistliche Fürstentum, in so lang es ihm nicht anders beliebe, als weltliches Gebiet zu behandeln gedachte. Von Mainz aus breitete sich die schwedische Macht nach allen Seiten aus: bei Trarbach sprengte der Rheingraf Otto Ludwig neun spanische Schwadronen auseinander und nahm ihnen drei Fahnen ab; Friedberg, Weßlar, Bacharach, Simmern, Taub und Boppard ergaben sich dem König. Rheinaufwärts besetzte Bernhard von Weimar Mannheim, Speier und Germersheim: fast überall zogen sich die Spanier ohne Kampf vor den anrückenden Schweden zurück.

Während nun Gustav sich anschickte, in Mainz und Frankfurt — wohin er sich am 30. Januar 1632 begab — zu überwintern, machten sich von allen Seiten deutsche Fürsten, städtische Abgeordnete und fremde Diplomaten auf, um bei dem König ihre Anliegen zu betreiben; die beiden Städte wurden für etliche Wochen die Mittelpunkte der europäischen Politik. Vor allem erschien im Februar Friedrich, der vertriebene Kurfürst von der Pfalz und einstige König von Böhmen (S. 88), bei dem König; auch die Gemahlin Gustavs, Königin Marie Eleonore von Schweden, die nach Deutschland gereist war um ihren Gemahl zu besuchen, nahm ihr Hoflager damals in Frankfurt. Der Krieg ruhte indessen auch in dieser Zeit keineswegs, und der König ward eben jetzt durch eine Reihe glücklicher Nachrichten erfreut. Der General Horn, den Gustav in Franken zurückgelassen hatte (S. 93), nahm am 25. Dezember das dem Deutschorden gehörige Mergentheim ein, wobei er zwölf Geschütze und große Vorräte erbeutete; Windsheim

willigte am 28. Dezember in die Einnahme einer Besatzung von 400 Mann, und am 2. Januar 1632 ergaben sich auch die zehn lothringischen Kompagnieen, welche Heilbronn besetzt hielten, „noch 700 Mann, lauter Franzosen;“ über 300 von ihnen traten sofort in schwedische Dienste. In Niedersachsen sah sich Pappenheim am 18. Januar genötigt, Magdeburg (das er gegen Banér allein soeben erst entsetzt hatte) vor dem Andringen Banérs und des mit Schweden verbündeten (S. 91) Herzogs Georg von Lüneburg zusammen aufzugeben, nachdem er alle schweren Geschütze hatte sprengen, vernageln oder in die Elbe werfen lassen. Am 29. Dezember fiel Dömitz und am 21. Januar 1632 Wismar, der kaiserliche Kriegshafen (S. 3. 43. 51), in die Hände der mecklenburgischen Herzöge und des Generals Alfe Tott; die noch übrigen Kriegsschiffe flohen nach Lübeck, wo der Rat Beschlag auf sie legte (S. 25); in der Stadt wurden noch große, seiner Zeit von Wallenstein beschaffte Vorräte für die Flotte vorgefunden. Wie durch Krieg, so erweiterte sich der Machtbereich des Königs durch Bündnisse. Am 20. November hatte der niedersächsisch-kreis (S. 91) auf einem Tag in Hamburg beschlossen, zur völligen Befreiung des Landes vom kaiserlichen und ligistischen Volk 6000 Mann zu Fuß und 500 Pferde zu werben; und auf Drängen des schwedischen Bevollmächtigten Johann Salvius (S. 91) und auf den Rat des Kurfürsten von Brandenburg waren auch die Bedenken hinsichtlich der Pflichten gegen Kaiser und Reich soweit überwunden worden, daß die Kreistruppen „auf den Fall der Not“ ermächtigt wurden, zu den egl. schwedischen Truppen zu stoßen und mit ihnen gegen den Feind „vor einen Mann zu stehen.“ Vor allem der Erzbischof von Bremen (S. 72) war in Gemäßheit seines Bündnisses mit Gustav vom 3. Juli bereits als Waffengenosse Schwedens aufgetreten, hatte Verden besetzt, war aber durch den General Gronsfeld mit empfindlichen Verlusten nach Bremen zurückgeworfen worden: „mußte sich also, sagt Bogislaw Philipp von Chemnitz, diesmal wiederumb verfrischen.“ Zu Anfang 1632 richteten dann Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig, Herzog Christian von Celle, der evangelische Bischof von Minden, die Grafen von der Wetterau und vom Westerwald, die Städte Braunschweig, Ulm (23. Februar), Lübeck, Lüneburg und Bremen und — nach langem Wider-

streben gegen des Königs Anforderungen — am 20. März auch Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg im Namen seines Hauses Bündnisse mit dem König auf. Mit dem Herzog-Administrator Julius Friedrich von Württemberg, der für seinen Neffen, den 1614 geborenen Herzog Eberhard, den Sohn Herzog Johann Friedrichs und der brandenburgischen Markgräfin Barbara Sophie, die Regentschaft führte, unterhandelte Gustav seit dem 27. Oktober 1631; so lange er dem Lande fern war und dieses durch die kaiserliche Besatzung in Schorndorf (S. 69) und den Einbruch der Lothringer geängstigt war, rückten die Verhandlungen nicht von der Stelle; der Administrator scheute sich den Kaiser nochmals (S. 68) zu reizen und ward auch von Kurfürst Maximilian zur Treue gegen Kaiser und Reich ermahnt. Aber andererseits drängte zum Anschluß an Schweden der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach (S. 91), und als Horn in Heilbronn, also an der Nordgrenze des Herzogtums, erschien, neigten der Administrator und die beiden Ausschüsse des Landtags dahin, „es möchte von Gottes und Rechts wegen erlaubt sein, die von S. Maj. dem König in Schweden als einem der augsburgischen Konfession zugehörigen Potentaten angebotene Protektion anzunehmen.“ Auch mit Markgraf Christian von Bayreuth stand Gustav in Briefwechsel, um ihn zu einer „richtigen kategorischen Resolution“ zu bestimmen, also über die Linie des Vertrags vom 2. November (S. 91) hinaus zu bringen. Vor allem lag dem König daran die wichtigsten Reichsstädte auf seine Seite herüberzuziehen: darin liegt an sich schon ein vollgiltiges Zeugnis dafür, daß diese Mittelpunkte des Handels und Gewerbes immer noch, trotz aller erlittenen „Kriegspressuren“ wirtschaftlich ungemein leistungsfähig waren (S. 88). Mit Nürnberg (S. 91), Frankfurt (S. 93), Ulm (S. 75. 96), mit Lübeck (S. 56. 96) und Bremen (S. 96) war ein mehr oder weniger inniges Einvernehmen erzielt: noch aber stand Straßburg außerhalb des schwedischen Kreises; auf des Rittmeisters Rehlingen (S. 89) Angebot einer Verbindung mit Schweden hatte es ausweichend geantwortet. Im Ulmer Stadtarchiv liegen zahlreiche Korrespondenzen der vier führenden („aus-schreibenden“) süddeutschen Reichsstädte Ulm, Straßburg, Nürnberg und Frankfurt, aus denen hervorgeht, daß Straßburg (das im

Februar 1632 mit den genannten Städten einen durch den schwedischen Rat Martin Chemnitz beschickten Beratungstag in Heilbronn abhielt (S. 93), vor allem durch die Rücksicht auf Frankreich bestimmt ward sich zurückzuhalten: wir haben dessen weiter unten zu gedenken. Soweit aber wollte es doch dem König entgegenkommen, daß es ihm „Paß und Repaß“ durch sein Gebiet gewähren und dem andern Teil keinen Proviant liefern wollte; auch hat es auf Wunsch des Königs am 26. Januar einen Brief an Lübeck (S. 97) gerichtet, worin es diese — damals offenbar einem Zusammengehen mit Schweden noch nicht recht geneigte — Stadt ermahnte, sich von dem nicht abzusondern, was zur Erhaltung und Vermehrung der Ehren Gottes und deutscher Freiheit dienlich, und vielmehr der gemeinsamen evangelischen Intention beizupflichten. Der Ausdruck dieser Intention war aber nach der Ansicht Straßburgs eigentlich doch der Leipziger Schluß, von dem die Stadt — welche der Kaiser nicht durch zu hartes Drängen Frankreich in die Arme treiben durfte — noch nicht zurückgetreten war und an dem sie auch jetzt nach beiden Seiten, der schwedischen wie der kaiserlichen, festhalten zu wollen erklärte.

Betrachtet man nun den Inhalt der von Gustav mit den genannten Ständen abgeschlossenen Verträge, so ist freilich zu sagen, daß nicht alle dieselbe Tragweite haben, wenigstens so weit sich diese aus den Auszügen bei Chemnitz S. 281 ff. erschließen läßt. Diese Auszüge sind freilich, wie man beispielsweise durch einen Vergleich zwischen dem im ursprünglichen Wortlaute im Ulmer Archiv vorhandenen Ulmer Vertrag vom 23. Februar (S. 96) und Chemnitz S. 283—284 feststellen kann, sehr unvollständig und lassen ganz sichere Schlüsse also nicht zu. In allen Verträgen aber übernimmt Gustav Schutz, Schirm und Protection der sich mit ihm Verbindenden gegen alle Feinde und sichert ihnen Erhaltung ihres Besitzstandes und ihrer Rechte, wohl auch Ersatz für gehaltenen Schaden zu; dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig verspricht er Einräumung des Stifts Hildesheim samt der Stadt, „soweit Bischof und Domkapitel daran berechtigt sind.“ Die Verbündeten verpflichten sich ihrerseits zur Gewährung von „Paß und Repaß“ durch ihr Land, Lieferung von Proviant, zu monatlichen Geldzahlungen und wohl auch zur Stellung von Soldaten: der

Herzog Friedrich Ulrich gelobt „eine gewisse Anzahl Truppen zur Fortsetzung des Kriegs,“ Braunschweig 400 wohlbewehrte Musketiere, Lübeck 1000, Ulm — außer einer Besatzung von 1200 Mann, welche dem König schwören muß und von dem schwedischen Generalmajor Patrick Ruthwen befehligt wird — „im Notfall“ 700 Mann; auch „Aufbietung des Landvolks“ wird von Ulm und anderen Städten für den Fall des Bedürfnisses in Aussicht gestellt. Alle diese Bedingungen zeigen, daß der König eine feste Vereinigung mit den evangelischen Ständen erstrebt, um den Krieg mit gemeinsamer Kraft bis zu einem günstigen Friedensschluß durchzuführen. Aber seine Absichten gehen noch weiter. In mehreren Verträgen (und bei der ungenauen Wiedergabe der Urkunden bei Chemnitz möchte man fast vermuten in allen, welche nach der Schlacht bei Breitenfeld abgeschlossen wurden) findet sich die Bestimmung, daß der Vertrag nicht bloß zwischen dem betreffenden Reichsstand und dem König Gustav, sondern zwischen dem Stand und der Krone Schweden abgeschlossen wird, und daß seine Dauer nicht bloß auf den gegenwärtigen Anlaß und Krieg begrenzt wird. So heißt es in dem Abkommen mit Mecklenburg: „wann schon dieser Krieg geendiget und die Herzöge in einen guten, richtigen Stand wieder gesetzt wären, so soll nichts desto weniger die gemachte Verbündnis in ihrem Wesen verbleiben; und dafern der König zu Schweden, dessen Erben, Nachkommen und Reich von andern mit Krieg angefochten würden, so sollen die Herzöge der ihnen in ihrer Not erwiesenen Freundschaft und Gutthaten eingedenk sein und denenselben hinwiderumb nach ihrem Vermögen mit einer gewissen Volk- oder Geldhülfe, nachdem solches verglichen werden möchte, wider dero Feinde beispringen wollen.“ Und wie an der Ostsee, so an der Donau: die „Älteren, Bürgermeister und Rat von Ulm“ gelobten an Eides statt, Kgl. Maj. und die Krone Schweden für ihren Schutzherrn zu erkennen; ihm in allem treuliche Hand zu bieten; ihm sowohl in diesem jetzigen, ganz christlichen, billigen und justifizierten Krieg, als in allen andern hierauf künftig stehenden (d. h. christlichen, billigen und justifizierten) Kriegen Beistand zu leisten. Die „unbeschränkte Leitung“ dieses Krieges erkennen sie ausdrücklich dem König zu, wie die Straßburger in ihrem Schreiben an Lübeck ihn „unterthänigst für den Direktor und Protetktor des

evangelischen Wesens“ erklären. Auch in dem Bündnis mit Friedrich Ulrich von Braunschweig stand die Verpflichtung, daß der Herzog dem König und der Krone Schweden den Treueid schwöre.

Wenn man diese Dinge erwägt, so sieht man, worauf des Königs Gedanken hinaus gingen. Niemals hat er daran gedacht, was ihm Johann Georg nach der Breitenfelder Schlacht in der ersten Siegesfreude in Aussicht gestellt hatte, die Würde eines römischen Königs und damit die Anwartschaft auf die Kaiserkrone zu erlangen. Dazu war Gustav Adolf und sein Königtum, ich möchte sagen, zu modern. Die kaiserliche Würde war ein Erzeugnis antiker Ueberlieferung und mittelalterlichen Empfindens; trotz der großen Veränderung, welche die Verpflichtung auf den Augsburger Religionsfrieden in ihrer Stellung und Aufgabe bewirkt hatte, hing sie doch durch ihre ursprüngliche Idee und die Macht der Vergangenheit so sehr mit der römisch-katholischen Kirche zusammen, daß ein protestantischer, ein von modernem Geiste erfüllter Herrscher sie eigentlich nur als Last hätte empfinden können. Anstatt solchen überlebten Träumen nachzujagen, dachte Gustav vielmehr zwar das Kaisertum den Habsburgern zu belassen, denen es selbst in der ungeheuren Krisis des Jahres 1619 nicht hatte entwunden werden können, sie aber jedes wirklichen Einflusses auf das evangelische Deutschland zu berauben, ja sie aus der Verbindung mit diesem völlig hinauszudrängen. Gustav wollte, wie er sich ausgedrückt hat, die evangelischen Stände zu einem geschlossenen Corpus evangelicorum zusammenfassen, dessen Leitung er gelegentlich Sachsen anbot, von dem er annehmen konnte, daß es zu einer solchen den Reichsverband sprengenden Politik sich nicht verstehen würde; in Wahrheit kann es der ganzen Situation nach keinem Zweifel unterliegen, daß er selbst dieses corpus als Direktor und Protektor leiten wollte, und daß es so war, wie der Nürnberger Rat es am 19. Juni 1632 ausgedrückt hat: „ein besseres und von Gott mehr gesegnetes capo für das corpus wüßten sie nicht als seine Majestät selbst.“ Mit dem Leipziger Bund hatte man die schlimmsten Erfahrungen gemacht; eine solche schlaffe, nach den Reichskreisen gespaltene Vereinigung war den Schwierigkeiten, von denen die Evangelischen bedrängt waren, in keiner Weise gewachsen. Das konnte

nur von einer militärisch und politisch straff zusammengefaßten Organisation erhofft werden, und auf sie arbeitete Gustav seit dem Augenblick, wo er die Oberhand im Kriege gewonnen hatte, zielbewußt hin. Von Breitenfeld an gestattet er nicht mehr, daß sich — abgesehen von Brandenburg und Sachsen, welche als Kurfürstentümer ihre Selbständigkeit behaupteten, und von Hessen-Kassel, dessen Landgraf Wilhelm Schweden mit Leib und Seele verschrieben war — irgend welche selbständigen militärischen Organisationen neben der schwedischen bilden: alle kleineren deutschen Fürsten, Wilhelm von Weimar und Georg von Lüneburg voran (S. 89. 91), werden in schwedische Dienste genommen und die Truppen, welche sie werben, gelten als Bestandteile des königlichen Heeres. Alle Versuche Wilhelms, sich nachträglich dieser Abhängigkeit zu entziehen, werden von Gustav kurzerhand vereitelt. Die 80 000 Mann, über die der König im Dezember 1631, die mehr als 100 000, über die er im Sommer 1632 verfügt, folgen alle, ob sie nun an Rhein, Neckar oder Weser stehen, seinem und nur seinem Kommando. Wenn Gustav nach Breitenfeld die mit Wallenstein angefangenen Verhandlungen (S. 73) nicht weiter verfolgt hat, so ist der wahrscheinliche Beweggrund der, daß er einerseits Wallenstein als zu mächtig ansah, als daß er sich in die Rolle eines schwedischen Generals ohne Rückhalt hätte finden können, und daß er andererseits seiner jetzt auch entbehren zu können glaubte. So sollten also die Evangelischen ein *corpus formatum bellicum et politicum* mit einem capo aufstellen, d. h. sie sollten eine geschlossene Körperschaft mit einer kriegerischen Rüstung, einer Politik und einem Oberhaupt bilden: ein *corpus*, so hat Gustav es bezeichnet, *per se subsistens, in ipso corpore imperii Romani*, eine Körperschaft, die durch sich selbst, auf ihren eigenen Grundlagen, bestche, im Körper des Reiches selbst — ein „Staat im Staat“. Auch wäre nötig, daß dieses *corpus* ein besonderes parlamentum habe, dem das capo präsidieren könne, damit gegen einen jeden die Gerechtigkeit gleich gehandhabt werde: also ein oberstes Bundesgericht unter des Königs Vorsitz. Auf einem evangelischen Bundestag in Frankfurt sollte alles dies beschlossen werden: die sechs Städte Augsburg, Erfurt, Frankfurt, Nürnberg, Straßburg und Ulm sollten den Anfang zu diesem

corpus machen; dann würden die Fürsten auch desto weniger von diesem corpus ablassen. Der König erklärte diese Vereinigung für das einzige Mittel, um den Evangelischen einen guten und dauernden Frieden zu verschaffen; ohne dies könnte ebenso ein bloßes Papier wider eine halbe Karthaune (Feldgeschütz) helfen, als daß die Katholischen ein etwa in der Not von ihnen gemachtes Zugeständnis freiwillig bleibend halten würden. Demgemäß sollte das evangelische corpus eine dauernde Einrichtung sein; es sollte nicht bloß für jezt ins Leben treten und nach dem Friedensschluß wieder erlöschen. Wenn Pommern, sagte der König am 10. Juni 1632 zu den Nürnberger Ratsherren, Mecklenburg, Ober- und Niedersachsen, Pfalz, Franken, Schwaben, der Rhein- strom bis an die Weser, und darunter die vornehmsten Reichs- und Hansestädte recht zusammenhielten und ein corpus machten, was würde dieser tractus mit Gottes Hilfe ausrichten können! Das dazwischen alleinliegende Köln würde sich nicht lange halten können, wenn auch noch die Staaten von Holland sich mit diesem corpus verbänden. Eine schwindelnde Aussicht thut sich bei diesen hochfliegenden Entwürfen Gustavs vor uns auf. Wohl meinte er, man brauche bei Errichtung des evangelischen corpus die Reichskonstitutionen nicht mit einander aufzuheben; man könne behalten, was *ad politiam*, *ad cognitionem causarum tam civilium quam criminalium* gehörig sei — dunkle Wendungen, da man zwar zur Not begreift, daß die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, soweit sie dem Reich zustand, aufrecht bleiben sollte, nicht aber, wie noch von einer einheitlichen Politik der in einen evangelischen und einen katholischen Teil zerrissenen Nation sollte die Rede sein können. Bemerken wir es aber wohl: der katholische Teil sollte eigentlich nur die Länder der Habsburger und das Herzogtum Bayern umfassen; das ganze übrige Deutschland, das thatsächlich durch Vertrag oder Waffengewalt mit Gustav jezt schon verknüpft war, sollte unter seiner Führung sich selbständig — militärisch, politisch, rechtlich — zusammenschließen. Mit anderen Worten: das heutige Deutsche Reich mit Ausnahme Bayerns sollte sich einheitlich organisieren — denn die geistlichen Fürstentümer gedachte der König wahrscheinlich vermöge des allen Ständen un-

eingeschränkt zu gewährenden ius reformandi zu evangelisieren —, und er wollte als eine Art Bundeshaupt, wie es heute die Hohenzollern sind, an die Spitze dieses evangelischen Deutschlands treten. Um selbst deutscher Reichsstand zu sein, beabsichtigte Gustav sich von Mecklenburg das Besatzungsrecht über Wismar, die Insel Poel und Warnemünde einräumen zu lassen und nach Bogislaw's Tode Pommern an sich zu bringen: „Pommern, sagte er zu den Nürnbergern, kann ich nicht aufgeben; Ursach ist die See.“ Brandenburg gedachte Gustav für seine pommerischen Ansprüche mit Magdeburg und Halberstadt zu entschädigen, von deren Ständen er sich sofort nach Breitenfeld hatte huldigen lassen: Sachsens Ansprüche auf Magdeburg (S. 39. 60) schob er mit einem Ruck bei Seite, und die allmählich (S. 96) aus der Asche wieder erstehende Stadt Magdeburg selbst wollte er wohl zur Reichsstadt erheben, wenn sie ihn und die Krone Schweden als ihren Oberherrn anerkenne: dann hatte er die wichtigsten Kriegs- und Handelsplätze an der Ostsee inne und dazu die stärkste Feste am ganzen Elbstrom. Wohl mag man fragen: wie kam Gustav zu solchen weit-
 aussehenden Plänen, da er doch keinen Sohn hatte und es zweifelhaft war, ob nach seinem Tode Schweden die Stellung, welche er ihm anweisen wollte, würde behaupten können und wollen. Hier setzt der Plan ein, den Gustav erstmals bei den Verhandlungen in Bärwalde im Januar 1631 ausgesprochen und seitdem nicht aus den Augen verloren hat: seine einzige (1626 geborene) Tochter Christina mit ihrem (1620 geborenen) Vetter, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zu vermählen, so die Häuser Wasa und Hohenzollern zu vereinigen und die Gegensätze, die zwischen ihnen, wesentlich wegen Pommerns, sich erhoben hatten, zu versöhnen. Allerdings war es des Königs Wille, daß Friedrich Wilhelm und Christina in Stockholm ihren Sitz aufschlugen und Schweden in dem Reiche, das beide einander gegenüberliegende Küsten der Ostsee umschließen sollte, durchaus der führende Teil sei; deshalb sollte Friedrich Wilhelm auch vom Calvinismus zum Luthertum übertreten, da ein König nach Gustav's Ansicht durchaus die Religion seines Volkes haben mußte. Wir brauchen hier die Aussichten dieses Heirats-Planes nicht weiter zu prüfen, da er ja schließlich nicht zur Ausführung gelangt ist; hier kommt

es nur darauf an zu betonen, wie bestimmt des Königs Wille darauf gerichtet war, aus der einmaligen Situation, wie sie seit 1630 sich entwickelt hatte, eine dauernde zu schaffen und Schweden bleibend in die Geschichte des deutschen Protestantismus zu verflechten. Mit der ganzen Kraft seines Wesens warf Gustav sich auf diesen Plan; die evangelischen Deutschen sollten in ihrem eigensten Interesse, zur Erhaltung ihres Glaubens und ihrer Kultur, an Schweden geknüpft werden. Nicht als schmachtender, nein als kühner, ja ungestümer Werber um Deutschland trat Gustav auf. „Der König, sagten die Frankfurter bei jenem Heilbronner Städtetag (S. 98), ist *bellicosus* (kriegerisch), und seine größte Freud' ist *arma* zu traktieren (die Waffen zu gebrauchen); wie er sich dann vernehmen lassen, er wolle mit 60000 Mann den Türken schlagen, es wollte denn Gott sonderlich [von ihm] abweichen. Er ist zwar gütig, aber auch ernsthaftig, und hat Ihre Maj. auch gelegentlich vermeldet (S. 33), sie sei mit Gewalt niemals länger als acht Tage vor einem Ort gelegen, und wenn sich Frankfurt nicht akkommodiert, hätte sie lassen einen Sturm anlaufen, und wo der erste nicht geraten, so wäre der zweite und dritte darauf erfolgt.“ Als sich die Mecklenburger Herzöge sträubten, ihre Seeplätze schwedischen Besatzungen zu überantworten und sich dauernd zu binden, hat Gustav den Gedanken hingeworfen, er könne in diesen Ländern, welche er den rechtmäßigen Herren wieder verschafft habe, wohl dieselben *iura superioritatis* beanspruchen, welche sein Feind, der Kaiser, dort ausgeübt habe. Er verstattete keine Halbheit mehr: „ihr wollt mir nur den Finger geben, sagte er zu den Frankfurtern, aber ich brauche die ganze Hand: Deutschland ist ein Kranker, der nur durch starke Mittel gesund wird.“ Sein Rat Philipp Sattler ist hart von ihm getadelt worden, weil er bei Bündnissen zugab, daß die Reichsstände sich in den Verträgen die Erfüllung ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehielten: schon im Würzburger Rezeß mit Nürnberg und den fränkischen Hohenzollern (S. 91) ließ er die Klausel nicht mehr zu. „Die *exceptio imperatoris*, sagten die Nürnberger in Heilbronn, wird nicht mehr zu erhalten sein“: „wer nicht für mich ist, so war des Königs Sinn, der ist wider mich.“

Die Gedanken, in denen Gustav damals lebte, werden uns aber erst voll verständlich, wenn wir nun weiter die Verhandlungen ins Auge fassen, welche er zu Anfang 1632 in Mainz und Frankfurt mit den katholischen Ständen führte. Die Reichsstadt Köln (S. 102) hat damals unter Berufung darauf, daß sie des Handels wegen sich stets auch in den spanisch-niederländischen Kriegen neutral gehalten habe, von Gustav Achtung dieser Neutralität verlangt, aber freilich die Antwort erhalten, daß diese Forderung nur dann gewährt werde, wenn die Stadt den Protestanten Religionsfreiheit und volle bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken einräume — was der Rat dann für schlechthin unmöglich erklärt hat. In Fluß sind aber die Verhandlungen, welche dem für die katholischen Interessen so nachtheilig gewordenen Krieg ein Ziel setzen sollten, erst durch das Eingreifen Frankreichs gekommen, das hierzu durch kräftige Gründe getrieben ward. Erstens war Frankreich durch den im Mai 1631 endlich abgeschlossenen Vertrag mit Bayern (S. 16. 47) zur Verteidigung der neu ererbten und der neu gewonnenen Besitzungen des Kurfürsten Maximilian verpflichtet; diesem aber drohte jetzt ein schwedischer Angriff. Zweitens blickte die — überwiegend katholische — französische Nation und namentlich die Geistlichkeit mit steigender Unruhe auf die Niederlagen der katholischen Partei in Deutschland und verlangte von ihrer Regierung ein Eingreifen: Richelieu hat sich gegen den Vorwurf verteidigen müssen, er, der mit den Regern Bündnisse geschlossen habe, sei ein *cardinalis haereticus*, ein keizerischer Kardinal. Drittens fürchtete man in Paris die Rückwirkung der protestantischen Siege auf die erst im Oktober 1628 besiegten Hugenotten, von deren Häuptern es hieß, daß sie insgeheim mit dem König von Schweden verhandelten. Viertens begann man selbst über Gustavs unaufhaltbaren Siegeslauf Besorgnisse zu empfinden. Was den ersten Grund angeht, so machte freilich Richelieu bei dem König Ludwig XIII. nicht ohne Recht geltend, daß der Vertrag mit Bayern zur Voraussetzung gehabt habe, daß Bayern angegriffen werde; nun habe es aber selbst die Rolle des Angreifers gespielt, indem es die Truppen der Liga zuerst gegen Schweden und dann gegen Schweden und Sachsen habe fechten lassen; es könne also nicht verlangen, daß Frankreich den Bündnisfall als eingetreten

erachte. Die drei anderen Gründe aber waren sehr ernster Natur; Frankreichs Ansehen und Einfluß in Deutschland und damit in Europa beruhte nicht bloß darauf, daß es den deutschen Protestanten gegen den Kaiser einen Rückhalt gewährte, sondern daß es auch den deutschen Katholiken gegen ihre Feinde half; eine Wiedererhebung der Hugenotten mußte das ganze Königtum erschüttern, gegen das eben damals Ludwigs Mutter, Maria von Medici, sein Bruder, Herzog Gaston von Orleans, und Montmorency aus Haß gegen Richelieu eine Schilderhebung planten. Vor allem aber sah man es in Paris ungern, daß die Schweden, die man viel lieber gegen Wien gelenkt hätte, am Rhein erschienen und sogar diesen Strom mit siegreichen Waffen überschritten. Damit griffen sie nach der Auffassung Richelieus in den französischen Machtbereich ein: die ganze Lage ward dadurch gegen den Januar 1631 (S. 47) völlig verändert. „Richelieu, hat sehr gut der französische Historiker August Laugel (S. 24) gesagt, wollte sich lieber Gustavs bedienen als ihm dienen; er hatte darauf gerechnet, daß der König wie ein Meteor durch Deutschland dahin fahren werde, und hatte ihm ein Reich im Osten vor Augen gehalten, das aus den dem Kaiser abgenommenen Ländern Schlesien, Böhmen und Mähren bestehen mochte.“ Nun war Gustav mit einem débordement inattendu, wie ein anderer Franzose, Vigier, sagt, mit einem unerwarteten Uebertreten der Gewässer im Westen erschienen, und es ließ sich ganz so an, als ob er sich in Deutschland festsetzen, Herr seiner Geschicke werden und Frankreichs Einfluß völlig verdrängen werde. So erhielt der französische Diplomat Baron von Charnacé (S. 14) schon im November 1631 den Auftrag nach München zu reisen, um den Kurfürsten von Bayern aufzufordern, daß er sich an den König mit dem Gesuch um Neutralität wende. Am 1. Januar erschien dann der französische Geschäftsträger für Deutschland, der Hugenott Melchior de l'Isle, der in Straßburg seinen Sitz hatte, in Mainz, um dem König Rücksichtnahme auf die katholischen Fürsten anzuempfehlen, und endlich traf aus Paris der Marquis von Brézé, der Schwager Richelieus, ein übrigens ebenso hochtrabender, als unbedeutender Mann, ein, um bei Gustav in besonderer Sendung die Interessen der katholischen Kurfürsten zu vertreten; er sollte ihm auch bemerklich machen, König Ludwig

erwarte, daß die Schweden, welche in Germersheim (S. 95) schon sehr nahe der Grenze des Elsasses standen, nicht in diese Landschaft eindringen würden, weil die Krone Frankreich sich diese vorbehalte. Richelieu scheute vor einem französischen Angriff auf das Elsaß noch zurück, weil das offenbar den Krieg mit Oesterreich und Spanien entfesseln mußte; aber er wollte auf keinen Fall das Land den Schweden überlassen. Damals hat de l'Isle sich alle Mühe gegeben, Straßburg zu einem Bündnis mit Frankreich zu bewegen. Die Stadt solle, so sagte er nach den Ulmer Akten, den Schutz des Königs ohne Gegenleistung annehmen: denn Erchristlichen Maj. sei an Straßburg so viel gelegen als an ihrer eigenen Städte einer. Der Rat war zwar bezeichnender Weise — wie kann man sich da über das Ereignis von 1681 wundern? — der Ansicht, daß „Straßburg die Krone Frankreich nicht deserieren noch offendieren dürfe“: gegen die vom Kaiser drohende Gewalt hatte die Stadt an Frankreich einen Rückhalt (S. 98): das Gesuch de l'Isle's lehnte man aber doch in vorsichtigen Worten ab und verblieb in terminis generalibus, d. h. in allgemeinen Redensarten, ohne eine besondere Verpflichtung einzugehen. Da der Herzog Karl IV. von Lothringen in seinem ewigen bellandi pruritus, seinem „Jucken nach Krieg“, wie Büfendorf sagt, sich anschickte dem Herzog von Orleans (S. 106) mit seinen Truppen beizustehen und auch ein spanisches Heer gegen die Mosel sich in Bewegung setzte, so hatte Ludwig XIII. Anlaß mit 20000 Mann nach Metz zu ziehen (wo sich Herzog Karl IV. dann demütig vor ihm einfand) und so auch gegen Schweden eine Rundgebung auszuführen. Dem bairischen Kurfürsten ist gesagt worden, daß Frankreich äußersten Falls ihn auch gegen Schweden schützen werde. Es ist denn auch zwischen Gustav und dem Marquis de Brézé zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen gekommen. Als der Franzose das Mißfallen seiner Regierung darüber ausdrückte, daß die Schweden überhaupt an den Rhein und gar auf sein linkes Ufer gezogen seien, antwortete Gustav, wenn die Franzosen früher die Spanier und die Kaiserlichen aus diesen Gegenden verjagt hätten, so hätten dem Doppeladler viele Federn ausgerissen werden können; jetzt müsse er thun, was jene versäumt hätten. Und als de Brézé davon sprach, das

Elfaß gehöre Frankreich: König Dagobert habe ja das Bistum Straßburg gestiftet; als er auch die Besetzung von Mainz durch französische Truppen anregte: da fuhr der König auf — wie Wilhelm I. 1866 in Nikolsburg auffuhr — und rief: er sei als protector, nicht als proditor Germaniae, als Schirmherr, nicht als Verräter Deutschlands übers Meer gezogen; er sei gekommen das Reich wieder in Wohlstand zu bringen, nicht aber etwas davon abkommen zu lassen: er fürchte sich vor der Anzahl der Franzosen nicht und werde sie im Notfall ebenso schlagen, wie er der Kaiserlichen Meister geworden sei. Vor einer solchen Sprache wichen die Franzosen zurück, wie Benedetti 1866 vor Bismarck; Richelieu sah ein, daß man — mindestens jetzt — es auf einen Kampf mit Schweden noch nicht ankommen lassen dürfe: als einer seiner Agenten die Frage anregte, ob man nicht, falls Heidelberg von dem König — wie er beabsichtigte — besetzt werde, dessen Ueberlieferung an eine französische Garnison verlangen solle, da hat der Kardinal sofort die weitere Verfolgung dieser Sache unterdrückt. Man brauchte Gustav noch notwendig gegen den Kaiser, um diesen vollends in die Enge zu treiben. Das letzte Hauptziel der Politik Richelieu's, „domum Austriacam zu affaibliren,“ war ihm so wichtig, daß er insgeheim Kurfürsten soweit zum Rücktritt vom Krieg zu bestimmen versuchte, daß Gustavs Kräfte vom Rhein an die Donau, von Mainz nach Wien abgelenkt würden.

Unter solchen Umständen mußten auch die Verhandlungen über die der Liga zu gewährende Neutralität scheitern. Maximilian hatte sich unter dem Eindruck der Vorstellungen Tillys, der bei Donaunwörth überwinterte und dem Kurfürsten die düstersten Berichte über den trostlosen Zustand seines Heeres erstattete, schon am 24. Dezember gegen Charnacé zur Bitte um Vermittlung der Neutralität für sich und die Liga herbeigelassen, obwohl er dabei dem Kaiser gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen hatte; am 3. und am 14. Januar erschienen in Metz Abgesandte der Liga, namentlich der Bischof von Würzburg, und flehten den „christlichsten König“ um Hilfe an. Auf Andringen der Franzosen willigte Gustav auch in einen vierzehntägigen Stillstand, der vom 21. Januar bis zum 4. Februar laufen sollte. Aber er verlangte,

daß die Liga als Preis der Neutralität ihre Truppen bis auf 10—12000 Mann entlasse, welche auf verschiedene Plätze verteilt werden müßten, also nicht als Feldarmee beisammen bleiben dürften; daß er und seine Verbündeten im Besitz der eroberten Stifter Würzburg, Mainz und Fulda bleiben sollten und ihm die Züchtigung des Bamberger Bischofs zustehen müsse, der ihn mit Friedensanerbietungen genarrt, dann aber Tilly'sche Besatzungen in seine Festen eingelassen habe (S. 92); daß die Glieder der Liga sich von aller Unterstützung des Kaisers lossagen und jeder Feindseligkeit gegen die unter schwedischem Schutz stehenden Evangelischen sich enthalten müßten. Auch sollten sie Niedersachsen sofort vollständig räumen und ihre Truppen aus Böhmen, wo die Sachsen den Kaiserlichen gegenüberstanden, zurückziehen. Dagegen war er bereit, dem „Herzog“ von Bayern — dessen dem Pfalzgrafen Friedrich (S. 95) entriessene Kurwürde Gustav anzuerkennen vermied — die von den Schweden besetzten Orte in der Unterpfalz solange zurückzugeben, bis ein — sofort an die Hand zu nehmender — Vergleich mit dem Pfalzgrafen unter englischer und französischer Mitwirkung erzielt sei. Ebenso wollte er den Kurfürsten von Trier und Köln die ihnen abgenommenen Plätze (außer Speier) wieder überlassen. Diese Zugeständnisse machte Gustav aus Rücksicht auf Frankreich, dem aber die Pflicht der Bürgschaft für ehrliche Durchführung der Neutralität durch die Liga obliegen sollte. Als nun aber Charnacé unter Benutzung des Waffenstillstandes mit diesen Bedingungen nach München kam, fand er dort keine Geneigtheit darauf einzugehen; Maximilian wollte sich erstlich vom Kaiser nicht lossagen und verlangte zweitens, daß die geistlichen Fürsten von Würzburg, Mainz und Fulda in ihren Besitz hergestellt und Bamberg in den Vertrag aufgenommen werde. Davon wollte wieder der König natürlich nichts hören: man sehe, daß die Gegner ihn bloß um die Früchte seiner Siege bringen, dann neue Werbungen anstellen und nach ihrem Abschluß den Krieg erneuern wollten. Er weigerte sich den Waffenstillstand noch auf eine dritte Woche zu erstrecken: es könnte jetzt nur von einem allgemeinen Frieden die Rede sein (worüber damals die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich in Torgau besprachen): aber dazu sei noch nicht die Zeit; erst müsse der

Feind noch ein oder ein paar Mal gründlich besiegt und soweit zur Nachgiebigkeit gebracht sein, daß er in die Sicherstellung der evangelischen Religion ohne Rückhalt willige. So schlugen zu Anfang des Februar 1632 alle diese Verhandlungen fehl, und nur der Kurfürst Philipp Christoph von Trier zog sich vom Kampfe zurück. Schon am 21. Dezember 1631 schloß er trotz des Widerspruchs seines Domkapitels und der Stadt Trier selbst einen Vertrag mit Frankreich, kraft dessen er sich und seine beiden Stifter — er war ja zugleich auch Bischof von Speier — unter den Schutz Ludwigs XIII. stellte und sich Neutralität gewährleisten ließ. Darüber kam es freilich zum völligen Bruch zwischen ihm und dem Domkapitel, das sich auf die Spanier stützte. Dem König von Schweden zeigte der Kurfürst im Januar an, daß er unter der *Salva guardia* der Krone Frankreich stehe und ein Angriff auf sein Land durch 40 000 Franzosen geahndet werden würde. Gustav antwortete darauf, daß er nicht glaube, daß der König von Frankreich ihm zu nahe treten werde: sollte es doch geschehen, so müßte er es Gott befehlen und sehen, wie er der Sache thun möchte: er verlangte, wenn er die Neutralität anerkennen solle, vom Kurfürsten Einräumung von Hermannstein (Ehrenbreitstein). Schließlich erkannte er aber die Neutralität des Erzbischofs an, weil dieser offenbar Ernst mit ihr machte: er mußte darüber vor seinen Unterthanen fliehen, welche die katholische Sache nicht verlassen wollten und die Spanier ins Land ließen. Der Kurfürst rief jetzt die Franzosen herbei, verriet ihnen im Mai Ehrenbreitstein und zwang schließlich im Sommer 1632 mit französischer und schwedischer Hilfe die Spanier zur Räumung von Coblenz und Trier.

Es giebt einen Bericht des kaiserlichen Obersten Ossa, nach welchem Frankreich im Februar 1632 dem König von Schweden die römische Königskrone angeboten haben soll, wenn er ihm das linke Rheinufer überlasse. Es war eine Antwort hierauf, wenn sich Gustav am 26. Februar aus Frankfurt erhob und das linke Rheinufer abwärts vor Kreuznach zog, das von einer Abteilung Spanier besetzt war. Zuerst nahm er die Stadt, dann, am 4. März, auch das Schloß, unter eigener großer Lebensgefahr: ein Musketier ist neben ihm durch den Kopf geschossen worden.

Es war ein Zeichen, daß er nirgends im Reich, soweit seine Waffen reichten, vor Frankreich zurückzuweichen gedachte. Richelieu fand sich in diese Thatsache, weil er einsah, daß der Kaiser, der nach dem Scheitern der Verhandlungen nicht — was des Kardinals Absicht gewesen war — isoliert den Schweden gegenüberstand, sondern auf Bayerns Hilfe rechnen durfte, nur durch Gustav niedergeworfen werden konnte. Dieser sollte thun, was Frankreich damals weder thun konnte, noch wollte; er sollte Ludwig XIII. die Kastanien aus dem Feuer holen. So ging das Bündnis Schwedens mit Frankreich, das eine Zeit lang sehr zu wanken schien, aus der Krisis unerschüttert hervor; wenn Bayern seine Sache nicht von der Habsburgs trennen wollte, so mochte es die Folgen tragen: der glühende Wunsch, „das Haus Oestreich zu affaibliren“, drängte in Paris die Rücksichten auf die katholischen Interessen in den Hintergrund; die politischen Erwägungen haben, wie öfters in dieser Zeit, über die religiösen obgesiegt. Damit war das Wiederaufflammen des Krieges gegeben, und er mußte sich nun gegen die letzten Burgen der katholischen Partei in Deutschland, gegen München und Wien, kehren. Bereits hatte Gustav seinen Stoß gegen dasjenige Mitglied der Liga gerichtet, das ihn doppelzünftig hintergangen hatte und das er deshalb in die Neutralität einzubeziehen sich geweigert hatte: er ging daran das unterbrochene Werk der Eroberung Frankens durch die Einnahme Bamberg's zu vollenden.

6. Kapitel.

Main. Nürnberg. Lützen.

Gustav gab demgemäß von Frankfurt aus, sobald der Waffenstillstand abgelaufen war, dem Feldmarschall Gustav Horn den Befehl, sich gegen den treulosen Bischof Johann Georg zu wenden und ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, das der König über die Kirchenfürsten von Würzburg, Mainz und Fulda verhängt hatte. Auch Herzog Wilhelm von Weimar nahm an dem Feldzug teil. Ueber

Schweinfurt rückten die schwedischen Truppen auf Bamberg vor, das sich ihnen am 11. Februar ergeben und dem König huldigen mußte; alles ließ sich so an, als ob das Bamberger Stift das Loos Würzburgs teilen, vorläufig eine schwedische Besizung werden sollte. Die Nachricht von dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten schlug in München ein wie der Blitz; Maximilian, in der Gewißheit, daß nichts übrig bleibe als Gewalt gegen Gewalt zu setzen, befahl Tilly, einen Teil seiner Mannschaften in Nördlingen zurückzulassen, damit die Grenze gegen das immer mehr zu Schweden hinneigende Württemberg nicht entblößt sei, mit der Hauptmacht aber Bamberg zu befreien. Tilly brach mit 12 000 Mann auf, vereinigte sich in Amberg mit 8000 Mann „bairischem Auschuß“ (S. 58), d. h. aufgebotenem Landvolk, das unter die stehenden Regimenter eingereiht wurde, und warf am 9. März nach heißem Kampf Horns Heer zunächst in die Stadt Bamberg hinein, dann, im Verfolg des Sieges, auch aus der Stadt hinaus; die Bauern schlugen dabei alles tot, was ihnen in den Weg kam. Mit Verlust von 4000 Mann, wie Tilly selbst angiebt, wich Horn nach Schweinfurt zurück; es war der erste empfindliche Schlag, der die bis dahin fast durchweg siegreichen Waffen der Schweden traf.

Wie standen um diese Zeit nun die Dinge auf katholischer Seite?

Unmittelbar nach der Niederlage von Breitenfeld war Kaiser Ferdinand II. bereit gewesen mit den Protestanten zu verhandeln, um sie womöglich durch einige („auf Zeit“ gemeinte) Zugeständnisse von Schweden zu trennen; wir wissen, daß sein Anhänger Landgraf Georg von Darnstadt einen Konvent nach Mühlhausen in Thüringen zusammenzubringen suchte, daß aber Gustav diesen überpfliffigen Plan durch ein entschlossenes Nein durchkreuzte (S. 93). Auch der direkte Versuch, durch die Entsendung des spanischen Botschaftsekretärs Paradeis von Wien nach Dresden den Kurfürsten Johann Georg zum Frieden zu bestimmen, schlug trotz aller Glätte und Zuvorkommenheit des Gesandten fehl; Johann Georg antwortete, er sei zum Krieg gezwungen worden und würde einen Sonderfrieden weder vor dem Vaterland noch vor König Gustav verantworten können; bald darauf erfolgte

sogar der Einbruch Arnims in Böhmen und die Einnahme von Prag (S. 88). Unter dem Eindruck der steigenden Gefahr entschloß sich nun der Kaiser im Dezember, sich an Wallenstein zu wenden und ihm den Oberbefehl über sein Heer anzubieten. Wallenstein war, seit die Aussicht auf eine Verbindung mit Gustav sich verflüchtigt hatte (S. 101), wieder an den Kaiser gewiesen, wenn er aufs neue eine Rolle spielen wollte; er hielt es aber nach den 1630 gemachten Erfahrungen für klug, alle Vorsicht zu üben und den Kaiser recht müde werden zu lassen. Deshalb versprach er zwar, er werde ein Heer für den Kaiser werben, verpflichtete sich aber nur für drei Monate, den Befehl zu führen. Gleichwohl knüpfte er sofort durch den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg insgeheim Verhandlungen mit Arnim an, von dem er wußte, daß er die Fremden im Reich nur mit Schmerzen sich so gewaltig ausbreiten sah und daß er ihrer sobald als thunlich sich zu entschlagen wünschte. Johann Georg zeigte sich jetzt dem Anliegen von kaiserlicher Seite geneigter als im Herbst 1631; er und Georg Wilhelm haben damals in Torgau über die Mittel zum „Universalfrieden“ zu gelangen beraten (S. 109) und Botschaft an den König gesandt, ohne aber etwas auszurichten; von Schweden abzufallen konnten sich aber beide Kurfürsten doch nicht — oder noch nicht — entschließen. So suchte Ferdinand II. die katholischen Mächte gegen Gustav zu vereinigen; die Wiener Staatsmänner sprachen alles Ernstes davon, den Papst, Frankreich, Parma, Venedig, Toskana und Lothringen zu diesem Zwecke unter einen Hut zu bringen. Es waren Ausgeburten einer in der bitteren Not ausschweifend gewordenen Phantasie; wie hätten sich Frankreich und Venedig zur Rettung der ihnen mit Grund so widerwärtigen *casa d'Austria* gegen Schweden erheben sollen! Selbst der Papst Urban VIII. (S. 16), zu dem der Kaiser den Erzbischof von Gran, Kardinal Pazmany, schickte, verhielt sich ablehnend, ja feindselig: er war einer der Päpste wie Julius II. oder Paul IV., welche Italien von dem Joch der Fremden, diesmal dem der Spanier, befreien wollten: so schlug er dem König Philipp IV. die Besteuerung des spanischen Alerus zu Kriegszwecken ab, worüber ihn der spanische Gesandte, Kardinal Borgia, am 8. März in feierlichem Kon-

fistorium der Kardinäle mit den bittersten Vorwürfen überhäufte: er hat ihn für alles der Kirche aus seinem Verhalten erwachsende Unheil verantwortlich gemacht. Das änderte den Sinn des Papstes nicht: unter Berufung auf seine Stellung über allen Parteien lehnte er ein Bündnis mit dem Kaiser und Spanien ab. So wurden die Bestrebungen des Kaisers nur an zwei Stellen mit Erfolg gekrönt: der Großherzog von Toskana versprach ihm bewaffnete Hilfe, und am 14. Februar kam zwischen dem Kaiser und Spanien, das aus dem thatsächlichen Kriegszustand mit Schweden (S. 94) nur die völkerrechtliche Folgerung zog, ein Bündnis auf sechs Jahre zu Stande, nach dem beide Linien der casa d'Austria „gemeinsam Gustav Adolf, König von Schweden, samt seinen Anhängern aus den Gebieten des heiligen römischen Reichs verjagen und alles in den Stand vor des Königs Ankunft versetzen wollten“. Zu diesem Zweck sollte der Kaiser 30 000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter, der König 21 000 und 5000 bereit halten; die Stände und Staaten, welche sich anschließen würden, sollten ihre Hilfe in Mannschaft oder Geld leisten dürfen; in letzterem Fall sollten monatlich für jeden Fußknecht (*colonellis, capitaneis et officialibus comprehensis*, d. h. Obersten, Hauptleute und Offiziere eingerechnet) monatlich vier Goldstücke oder Königsthaler (jeder zu zehn spanischen Realen oder 100 deutschen Kreuzern) entrichtet werden, für jeden Reiter aber das Doppelte. In Ausführung dieses Bündnisses sind dann im Mai 13 000 Spanier an der Mosel erschienen und haben Neustadt a. d. Hardt und Speier besetzt; schließlich mußten sie aber nach den Niederlanden zurückkehren, weil der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien Mastrichts Wiedereroberung unternahm, und es blieben nur die seit 1623 in Heidelberg, Frankenthal und Philippsburg liegenden spanischen Besatzungen zurück. Irgend welche wesentliche Hilfe ist dem Kaiser aus dem spanischen Bündnis nicht erwachsen; die Spanier hatten vielmehr ihre Hauptkraft gegen die Holländer zu wenden, und die schwedische Stellung in Mainz, das der König damals durch Anlage der „Gustavsburg“ im Eck zwischen Rhein und Main noch verstärkte, schnitt den Spaniern die Möglichkeit eines Zusammenwirkens mit dem Kaiser ab.

Umsomehr war Ferdinand II. darauf angewiesen, von Wallensteins oft bewährter Organisationskraft Hilfe zu erwarten; und die Not stieg bald noch höher. Sobald nämlich König Gustav von der Niederlage Horns unterrichtet war, verzichtete er darauf Heidelberg und Philippsburg anzugreifen und beschloß vielmehr „seinem Feldmarschall in eigener Person zu sekundieren.“ Er ließ in Mainz seinen Reichskanzler Axel Oxenstierna als „Bevollmächtigten und Oberdirektor am Rhein“ zur Behauptung des Eroberten und zur Abwehr spanischer Vorstöße zurück, stellte unter ihn den Herzog Bernhard von Weimar und den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld und befahl, die katholische Religion im ganzen Erzstift Mainz ungestört und alle Pfarrer im Amt zu lassen, welche sich eidlich zum Gehorsam und zur Treue verpflichten würden. Offenbar wünschte er aller Welt und namentlich den Franzosen zu zeigen, daß er den Krieg nicht als einen Religionskrieg betrachte: er wollte die Protestanten in ihren Stand vor 1618 herstellen, nicht aber seine Erfolge zur Vernichtung des Katholizismus ausnützen. Das wollte um so mehr sagen, als eine Aeußerung des Vaters Joseph — in einer Denkschrift vom 21. Januar 1632 — vorliegt, nach welcher dieser die völlige Erdrückung der Katholiken fürchtete: „giebt es doch, sagt er, in ganz Deutschland, die Erblande des Hauses Oesterreich inbegriffen, je hundert Protestanten auf einen Katholiken.“ Gustav selbst marschierte mit der „Royal-armee“ nach Aschaffenburg und Kitzingen, wo Horn, Wilhelm von Weimar und Banér zu ihn stießen, und dann gegen Nürnberg zu: worauf Tilly sofort am 24. März das Stift Bamberg unter Zurücklassung von Landmiliz in der Hauptstadt und in Forchheim räumte und sich über Erlangen an die Donau zurückzog, um Bayern gegen einen Angriff zu schützen. Gustav hielt am 31. März seinen Einzug in Nürnberg, vom Rat (der sich gegen den Kaiser mit dem Drang der Umstände entschuldigte) feierlich begrüßt und mit zwei großen silbernen Globen beschenkt, die innen vergoldet waren, die Himmels- und die Erdkugel darstellten und auch als Trinkgeschirre verwendet werden konnten. Das Volk drängte sich voll Begeisterung um den König, den die Dichter als den neuen Josua, Gideon und Judas Makkabäus priesen; daß Gustav in diesen Wochen die schärfsten Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der

wankenden Mannszucht traf und namentlich dem Unwesen marodierender Soldaten und Offiziere steuerte, welche die Straßen unsicher machten und Bauern und Posthalter ihre Pferde wegnahmen, ward ihm von den gemeinen Manne besonders hoch angerechnet. Der König ermahnte die Rats Herrn zu beständigem Aushalten bei dem evangelischen Bekenntnis: „es wird euch Gott nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken als wie ich bin, der ich begehre euch nicht allein zu trösten, sondern auch zu helfen. Duldet und leidet noch etwas; bleibet beständig; kämpft einen guten Kampf und haltet Glauben, so wird Gott, der euch bisher wunderbarlich durch seinen Engel bewahret, ferner seine Gnade geben, und habt ihr dessen nicht allein in dieser Welt einen hohen unsterblichen Nachruhm bei der Posterität, sondern auch in der künftigen Ewigkeit die unverwelfliche Krone der immerwährenden Gerechtigkeit und Seligkeit, welche Gott bereitet hat allen denen, so ihn standhaft lieben.“ Meint man nicht Cromwell zu hören? Es ist bei ihm wie bei Gustav; der Held und der Prediger sind eins; der erste schöpft seine Kraft und seine alle Gemüther fortreißende Wirkung auf die Massen aus der in Gott gefesteten Ueberzeugungsstärke des zweiten. Nürnberg ist dann soweit gegangen, durch Brief und Siegel dem König und der Krone Schweden nun und künftig in der Ausführung des Krieges getreuen Beistand zu versprechen und, sobald der König es für nötig halte, sich zur Einnahme einer Besatzung bereit zu erklären, auch seine eigenen Truppen dem König schwören zu lassen. Dafür erfüllte der König dem Rat einen alten Wunsch aller städtischen Verwaltungen, welche durch das Vorhandensein unabhängiger katholischer Anwesen in ihren Mauern sich beengt und gehemmt fühlten und auf deren Güter mit Begier blickten; gegen eine Zahlung von 100000 Thalern überwies der König der Stadt das in ihr gelegene Haus des Deutschordens samt allem, was dazu gehörte, und die übrigen geistlichen „Höfe“. Bisher hatte der König das Recht beansprucht, diese katholischen Anwesen als seine Kriegsbeute an jeden Beliebigen zu verkaufen; nun war Nürnberg davor gesichert, daß etwa ein benachbarter Fürst die „Höfe“ kaufte und der Stadt ein lästiger Einlieger ward. Auch die anderen Reichsstädte wurden durch diesen Vorgang angelockt, sich mit dem König auf ähnliche Art noch enger zu ver-

binden: der Rat von Nürnberg hat angeordnet, daß vom 4. April an auf allen Kanzeln seines Gebiets außer für den Kaiser und die Stände des Reichs auch für den König von Schweden gebetet und Gott angerufen werde, daß er dessen vorhabende Kriegsexpedition — an der nun auch Nürnberg teilnahm — segnen möge.

Von Nürnberg rückte Gustav auf Donauwörth los, das der Herzog Rudolf von Sachsen=Lauenburg (S. 84) mit acht Kompagnien und einigem Landesausschuß am 7. April vergeblich zu halten suchte; er mußte froh sein — da schon eine schwedische Abtheilung in seiner Flanke erschien — am 8. April über die Donau nach Süden zu entkommen. Fünfundzwanzig Jahre lang, seit 1607, war die alte Reichsstadt von Bayern unterdrückt gewesen; nun erhielt sie ihre Freiheit zurück, und am Ostersonntag ward erstmals wieder evangelischer Gottesdienst gehalten. Tilly hatte sich hinter den Lech zurückgezogen, welcher die Grenze zwischen dem schwäbischen und bayrischen Kreis bildete; hier kam der Kurfürst selbst zum Heer. Tilly war entschlossen dem König an einer Stelle, welche den Schlüssel zum Lech= wie zum Donauthal bildete und die Straße nach Augsburg wie nach Ingolstadt zu sperren gestattete, nämlich bei dem Städtlein Rain (nahe an der Mündung des Lech in die Donau) den Eintritt ins Herzogtum Bayern zu wehren. Ingolstadt war stark befestigt; Augsburg sicherte der General auf das Verlangen des sich sehr unsicher fühlenden katholischen Rats, indem er außer den sechs Kompagnien, die schon lange dort waren, noch vierzehn hinein legte und den Protestanten alle Waffen abfordern ließ. Die Stellung bei Rain war freilich trotz ihrer strategischen Wichtigkeit in doppelter Weise ungünstig, erstens dadurch, daß der Lech bei diesem Orte eine Krümmung nach Westen beschreibt, wodurch eine halbmondförmige Halbinsel entsteht; die Truppen Tillys konnten also, wenn die Schweden den Halbmond ihrerseits umfaßten, von vorne und in der Flanke beschossen werden. Zweitens überhöhte das linke Ufer, auf dem die Schweden anrückten, das rechte so beträchtlich, daß die Stellung der Eigigen von vornherein durch die Feinde bis auf einen gewissen Grad beherrscht wurde. Dagegen hatte die Gegend den Vorteil, daß der Fluß hier sehr tief, breit und reißend ist und ein Wald im Rücken eine Anlehnung bot; auch hatte Tilly starke Schanzen aufwerfen lassen.

Der Feldmarschall Horn widerriet auch den Angriff, und der König sah selbst ein, daß mit einem Stirnangriff dem Gegner nicht leicht beizukommen war. Er ließ also am 13. April drei große Batterien aufwerfen und sie mit 72 Geschützen besetzen; dann eröffnete er ein so furchtbares Feuer, daß auch der Wald den Vigisten keinen Schutz mehr gewährte: „dieses Schießen, sagt Chemnitz, verursachte ein dermaßen grausames Prasseln und Krachen im Holze, als wenn viele Holzhauer zugleich darin arbeiten und die Bäume fallen thäten.“ Inzwischen entdeckte Herzog Bernhard von Weimar (den der König wegen seines Zernüffnisses mit dem Pfalzgrafen Christian und wegen seiner Tüchtigkeit vom Rhein her (S. 115) beschieden hatte) oberhalb von Rain bei Oberndorf eine Stelle im Fluß, wo sich eine Insel befand, so daß man in der Nacht des 13. und am 14. April in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit wenig Material eine Boctbrücke über den Fluß bis zur Insel schlagen konnte. Am 15. April begann sodann der Uebergang des Heeres. Tilly bemerkte zwar die Absicht der Schweden und suchte sie an weiterem Vordringen zu verhindern; allein Oberst Wrangel verteidigte die Insel mit großer Tapferkeit, und schließlich erzwangen 300 Finnen in heißem Kampf den Uebergang auf das rechte Ufer, obwohl ihnen die Bayern — wie es heißt, der greise Tilly voran — sich im Flusse selbst, bis an den Gürtel im Wasser stehend, entgegen warfen. Als darauf die Reiterei an einer Furt durch den Fluß schwamm und das gesamte Fußvolk mit dem Geschütz über die Brücke zog, mußten die Vigisten fürchten, daß ihnen der Rückzug nach Ingolstadt, dem Bollwerk Bayerns, abgeschnitten werde; sie brachen also nach sechsständigem Gefecht und einem Verlust von etwa 2000 Mann den Kampf ab und zogen sich, Augsburg preisgebend, auf jene Festung zurück. Der General Aldringer war am Kopf durch einen Streifschuß verwundet; Tilly aber war durch eine dreipfündige Kanonenkugel der rechte Schenkel oberhalb des Knies zerschmettert worden; man hat ihn in einer Sänfte vom Schlachtfeld weggeschafft, und „er war so matt und schwach, daß man zu unterschiedlichen Malen stille halten müssen und vermeinte, seine Seele werde unterwegs ausfahren.“ Den Oberbefehl über das weichende Heer übernahm nun der Kurfürst Maximilian selbst.

An demselben Tage, an welchem der dreitägige Kampf um den Sechübergang anhub, am 13. April, hat sich noch ein denkwürdiges und folgenreiches Ereignis vollzogen. Wallenstein hatte in Böhmen ein so beträchtliches Heer zusammen gebracht, daß der schwedische Feldmarschall Horn, als er den Vorstoß gegen Rain als zu gewagt widerriet, es dem König als wichtigere Aufgabe bezeichnet hat, diese Neuformationen zu zersprengen, ehe sie zu fest würden. Offiziere und Mannschaften hatten sich indessen nur in der Hoffnung anwerben lassen, daß Wallenstein sie auch im Kriege selbst befehligen werde; ohne ihn brach das Heer sofort wieder auseinander. Die Spanier haben den Gedanken gehabt, der Kaiser solle seinen Sohn Ferdinand zum Oberfeldherrn, Wallenstein aber zu dessen General-Leutnant ernennen, wie einst Karl V. Antonio de Leyva und nach dessen Tod Alba neben sich gehabt habe; auf keinen Fall dürfe wieder der Obergeneral der Liga auch Führer der Kaiserlichen werden; sie wollten von der Liga überhaupt nichts mehr hören, da schon ihr Name gehässig sei und den Protestanten als Vorwand zum Abschluß von Gegenbündnissen diene! Es war aber keine Rede davon, daß der im 49. Lebensjahr stehende Herzog von Friedland sich dem noch nicht ganz 24 jährigen Kaisersohn unterordnen und eine an Reibungsstoff so überreiche Stellung annehmen werde. So hat der kaiserliche Rat Fürst von Eggenberg am 13. April in Gölkersdorf bei Znaim in Mähren mit Wallenstein den Vertrag abgeschlossen, kraft dessen dieser selbst den Oberbefehl über alle kaiserlichen Truppen erhielt. Unter welchen Bedingungen dies geschah, darüber ist, da der Wortlaut des Vertrags nicht bekannt ist, nichts vollkommen Sicheres zu sagen. Doch kann man aus Verschiedenem schließen, daß Wallenstein — wie der spanische Gesandte in Wien, Marquis Dñate, es ausdrückt — die Waffen mit voller, absoluter Autorität übergeben wurden, „für Krieg und Frieden“, also auf Lebenszeit; daß er zur Erhaltung des Heeres Kriegssteuern in allen kaiserlichen Erblanden ausschreiben und Werbe- und Musterplätze aufschlagen durfte; daß ihm die Ernennung der Offiziere zustand; daß er Konfiskationen gegen des Kaisers Feinde verhängen durfte; daß ihm für das (ihm 1630 entzogene) Herzogtum Mecklenburg irgend ein anderes Land, sei es ein

kaiserliches oder das eines Reichsfürsten von der schwedischen Partei, versprochen ward. Dñate nennt diese Vollmachten, deren ganzen Umfang nicht einmal er hat in Erfahrung bringen können, beisspiellos; aber man wird doch die Wahrheit der Worte Richelieus anerkennen müssen, welcher in seinen Denkwürdigkeiten — mit unausgesprochenem Hinblick auf seine eigene allmächtige Stellung bei seinem König — äußert: „in drangvoller Lage muß der Fürst, der nicht selbst handeln kann, in allen Dingen sich ganz und gar in die Hand eines Einzigen geben, indem er ihm völlig vertraut.“

Gustav marschierte von Rain aus sofort auf Augsburg zu, dem sich auf dem linken Ufer Leonhard Torstenson mit schwerem Geschütz näherte. So von beiden Seiten umfaßt, wich der Rat der Stadt nach kurzem Widerstand und übergab Augsburg am 20. April; die 20 bayerischen Kompagnieen erhielten freien Abzug nach Ingolstadt. Der König befahl sofort, daß der vor drei Jahren gewaltsam eingesezte (S. 10) katholische Rat abtrete und durch einen ausschließlich protestantischen ersetzt werde. Darauf hielt der König am 21. April seinen feierlichen Einzug in der altehrwürdigen Stadt, wo alles von hartem Druck aufatmete, und begab sich sofort in die Kirche zu St. Anna, wo sein Hofprediger Fabricius nun wieder evangelischen Gottesdienst abhielt; man kann es wohl glauben, daß dabei viele Zuhörer vor Freuden weinten. Aus einem Fenster des Hauses von Marquard Fugger hielt Gustav hierauf eine Ansprache an den auf dem Weinmarkt versammelten evangelischen Rat und die Bürgerschaft und nahm durch seinen Sekretär Philipp Sattler allen den Eid ab, daß sie ihn und die Krone Schweden als ihren natürlichen Herrn erkennen und ihm alles Schuldige leisten wollten. Der König sezte dann den Grafen Friedrich von Hohenlohe zum Befehlshaber in Augsburg und General des schwäbischen Kreises ein. Bei allen Protestanten herrschte große Freude, daß die Stadt, wo einst ihr Bekenntnis erstmals feierlich vor Kaiser und Reich abgelegt worden war, erlöst, „der geduldige Hiob“ in seinen guten Stand hergestellt worden sei. Dem König ward freilich der Eid, den er sich leisten ließ, als Anzeichen ausgelegt, daß er die Reichsstadt, und vielleicht nicht bloß sie, für sich behalten wolle; er hat darauf erwidert, die Rücksicht auf seine Sicherheit — vor

sich das feindliche Bayerland, hinter sich in Schwaben kaiserliche Kriegsvölker unter Oberst Ossa — habe den Eid nötig gemacht.

Von Augsburg aus unternahm Gustav den Versuch, das bayrische Heer, das in Ingolstadt, also links der Donau, lag, gänzlich von Bayern abzuschneiden; allein zwei Angriffe, die am 29. und 30. April auf die feindlichen Schanzen rechts des Stromes und auf den Brückenkopf unternommen wurden, schlugen nach anfänglichem Erfolge schließlich fehl. Der König hat sich dabei selbst in die größte Gefahr begeben: wie er am Lech direkt an die ligistischen Vorposten herangeritten war und sie als „gute Kameraden“ gefragt hatte, „wo der alte Tilly sei,“ so war er auch hier am 30. April unter den Vordersten: dem Markgrafen Christoph von Baden ward in seiner Nähe der halbe Kopf von einer Kugel fortgerissen, ihm selbst sein Schimmel unter dem Leib „nahe den Waden“ getötet: die Bayern zogen, wie es heißt, dem Tier, dessen Körper in ihre Hände fiel, die Haut ab, und hängten sie „zum Gedächtnis“ in der Hauptkirche zu Ingolstadt auf. Am gleichen Tag, dem 30. April Nachmittag 4—5 Uhr, erlag Tilly nach Erduldung der heftigsten Schmerzen seiner Wunde, aus der man vergeblich „vier Schiefer“ gezogen hatte; der ansbachische Hofbarbier, „ein berühmter Chirurgus,“ dem Gustav das erbetene freie Geleit nach Ingolstadt ritterlich gewährt hatte, kam zu spät, um den greisen Feldherrn noch zu retten. Tilly starb als frommer Christ: schon vor langer Zeit hatte er seinen Feldprediger gebeten, ihm im Todeskampf, wenn die Augen den Dienst versagen wollten, das Kreuzifix immer näher vorzuhalten, damit er es noch sehen könne, und ihm den Spruch vorzusagen „Herr, auf dich habe ich gehofft, und ich werde nicht für ewig vergehen“: in diesem Glauben ist Tilly dahingegangen. Es heißt, seine letzten Worte an seinen kurfürstlichen Herrn seien gewesen: „Regensburg! Regensburg!“ Er mahnte ihn damit, dieses wichtigen Donaupasses, der trotz seiner Reichsfreiheit zur Einnahme einer kleinen Besatzung genötigt worden war, sich fest zu versichern und damit die Verbindung mit der in Mähren und Böhmen sich sammelnden kaiserlichen Armada offen zu halten. Der Kurfürst hat auch unversehens 2400 Mann in die Stadt geworfen und die — meist evangelische — Bürgerschaft entwaffnet; dann brach er selbst dorthin auf, und

Horn, den Gustav abgesandt hatte, um den Bayern womöglich zuvor zu kommen, sah sich überholt und verzichtete deshalb zwischen Abensberg und Kehlheim auf den Weitermarsch. Dafür brach nun der König in das von seinem eigenen Landesherrn preisgegebene Bayern ein und hielt am 17. Mai, begleitet von dem Pfalzgrafen Friedrich, der eine große Genugthuung empfunden haben mag, seinen Einzug in München, das um 300 000 Thaler sich von der Plünderung loskaufte: es waren das drei Achtel des gesamten jährlichen Steuerertrags von Schweden, der sich 1630 auf etwa 1 200 000 schwedische Reichsthaler belief, deren Wert etwa dem von 800 000 deutschen Speziesthalern gleich kam. Die Königlichen fanden in München erst die Lafetten, dann die vergrabenen Rohre von 119 Kanonen: teilweise Siegeszeichen aus den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges. Es machte dem König Spaß, den Bauern, welche die Erde aufgruben, zu zeigen, wie man die Rohre hervorhole: er schenkte ihnen in bester Laune „über die Erweckung der Toten“ eine Hand voll Dukaten. Von seiner Rücksicht auf die Katholiken aber zeugt es, daß er die Jesuitenkirche besuchte und mit den Jesuiten lange über streitige Lehrpunkte sich herumsocht. Auch las er zum Befehlshaber über das damals ganz katholische München einen seiner Obersten aus, der, Hebron mit Namen, ein strenger Katholik war und so den Bürgern Gewähr für eine möglichst rücksichtsvolle Behandlung bot. Gustav lobte die Stadt wegen ihrer Schönheit, nannte sie aber wegen des rauhen Klimas und der sandigen Umgegend „einen goldenen Sattel auf magerem Gaul“.

Die Einnahme Münchens machte den Fehlschlag vor Ingolstadt wett — der einzigen deutschen Stadt, die Gustav getrogt hat. Der König wies das erneute Neutralitätsgesuch Maximilians, das schon vor Ingolstadt durch den französischen Gesandten in München, St. Etienne, an ihn kam, zurück, es sei denn, daß der Kurfürst völlig entwaffne und sich vom Kaiser lössage, wozu Maximilian auch jetzt nicht bereit war. Als der Franzose den Kurfürsten lobte, meinte der König: man könne auch eine Laus loben, was sie für ein dem Menschen anhängliches Tier sei und wie sie ihm das schädliche Blut abzapfe: der Bayer trage einen doppelten Mantel, sei bald blau, bald rot. Auch einem dänischen

Gesandten hat er erklärt, daß ein allgemeiner Friede ihm wohl erwünscht wäre, die Evangelischen aber ihrer Sicherheit wegen auch nachher in einem corpus formatum beisammen bleiben müßten. Er wich von dieser völlig richtigen Politik auch jetzt nicht ab, wo seine Lage sich trotz seines Sieges über Bayern gefährlicher gestaltete. Während Brandenburg im Ganzen an dem Bündnis mit Schweden festhielt, auch bei den Torgauer Verhandlungen (S. 113), und die Zeit des Friedens noch nicht für gekommen ansah, es sei denn, daß der Gegner ernsthaft nachgebe, wünschte Johann Georg womöglich jetzt zu einem Ende des Krieges zu gelangen. Sein erster Berater, Arnim, mit dem Wallenstein durch den Obersten Sparre sich ins Vernehmen setzte, war der Ansicht, daß das schwedische Bündnis seinen Zweck erfüllt, den Kaiser von der Notwendigkeit im Punkt des Restitutionsedikts einzulenken überzeugt habe: um des Vaterlandes willen, das sonst wohl gar zu Grunde gehe, müsse man Frieden schließen. Arnim wollte keineswegs, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, an Gustav „Verrat“ üben; er begriff, daß der König immer ein wertvoller Rückhalt für die Evangelischen blieb; aber er war offenbar der Meinung, daß jede Allianz nur soweit Sinn und Dauer hat, als die Interessen, um deren willen sie eingegangen worden ist, dieselben bleiben. Das war im Mai 1632, verglichen mit dem September 1631, nicht mehr der Fall: Wallenstein stellte die Rücknahme des Restitutionsedikts in Aussicht; in diese Hand wollte Arnim einschlagen, und Gustav sollte mit einer Geldentschädigung abgefunden und so nach Hause geschickt werden. Das sind Gedanken, deren unzweifelhaft patriotischer Beweggrund ebenso ergreift, wie die Kurzsichtigkeit des Feldherrn und seines Kurfürsten sowohl dem König als dem Kaiser gegenüber in Erstaunen setzt. Wie konnte man hoffen, daß Gustav sich „gleich einem hergelaufenen Soldaten“, wie er zu den Nürnbergern gesagt hat, bar auszahlen lassen werde, und daß der Kaiser, der Furcht einmal entledigt, von dem absteigen werde, was er hundertmal als eine einfache Forderung des klaren Reichsrechts und seiner kaiserlichen Regentenpflicht erklärt hatte! Während Sachsen so schwankte, wuchs Wallensteins Heer zu bedrohlicher Stärke: kein Wunder, daß Gustav mit Spannung nach Siebenbürgen (S. 8) und weiter nach

Konstantinopel sah (S. 73), wo sein Gesandter Paul Straßburg gerade jetzt den Fürsten Georg Rakocz, den Sultan Murad und den Chan der Tataren gegen den Kaiser unter die Waffen zu bringen suchte. Vergeblich: denn der Krieg mit dem Schah Abbas von Persien, der den Türken Babylon entrissen hatte, nahm alle Kräfte der Pforte in Anspruch; vom Sultan ergingen deshalb auch abmahnende Weisungen an Rakocz und den Chan, dessen 24000 Reiter man vielleicht bald selbst am Euphrat bedürfen mochte. Am 24. Juni hatte Paul Straßburg die Abschiedsaudienz beim Großwesir Mehemed; der elfwöchentliche Aufenthalt des Gesandten am Bosporus blieb ohne andere Frucht als den Austausch höflicher Reden. Von Schweden selbst war nicht mehr viel Hilfe zu erwarten, da der Handel in Folge des Krieges sehr darniederlag und die Aushebungen schon im September 1631 dahin geführt hatten, daß man nach einer Aeußerung Benedikt Drenstjernas, eines Bruders des Reichskanzlers, durch drei oder vier Kirchspiele reisen konnte, ohne einen starken Mann zu finden. Das Uebelwollen Frankreichs stieg mit der Drangsal, in welche Bayern durch Gustav geriet: es verlautete ein Wort Ludwigs XIII., das nach dem Uebergang über den Lech gefallen war: jetzt sei es Zeit den Siegeslauf dieses Gothen aufzuhalten; St. Etienne hatte sich vor Ingolstadt zu Drohungen hinreißen lassen, falls der König die Neutralität nicht gewähre — ohne freilich auf Gustav Eindruck zu machen. Dagegen traten im Mai 1632 der Herzog-Administrator von Württemberg und die Reichsstadt Straßburg (S. 97. 107) ganz auf schwedische Seite über, wodurch das Werk des Restitutionsedikts in Süddeutschland völlig rückgängig wurde. Württemberg stellte — aber, wie es scheint, ohne förmlichen Vertrag — dem König 6000 Mann, worüber er den zuverlässigen Obersten von Bleickardt als Anführer setzte. Straßburg begab sich in des Königs Schutz, überließ ihm die Oberleitung des Krieges, verhiess im Notfall eine königliche Besatzung einzunehmen und monatlich eine gewisse Summe zu den Kosten des Krieges beizusteuern.

Die Verhandlungen, welche Arnim mit Wallenstein schließlich in persönlicher Zusammenkunft zu Rakonitz (zwischen Prag und Karlsbad) pflegte, wurden dem König durch seinen Dresdener Gesandten, den Grafen Philipp Richard von Solms, mitgeteilt

und führten zu einer Spannung mit Kursachsen, die aber am Ende sich dadurch löste, daß Johann Georg aus Mißtrauen gegen die „Pfaffen“ und ihre Verheißungen sich am 23. Mai entschloß, an Schweden festzuhalten. Mehr als je betonte Gustav, daß es gelte das festgefügte corpus evangelicorum unter seiner Leitung zu stiften und so den Universalfrieden zu erzwingen. Wegen der Fortschritte des kaiserlichen Obersten Ossa in Oberschwaben, dessen Bauerschaft sich zu einem Volkskrieg gegen die Mordbrenner Patrick Ruthwens (S. 99) erhob, sah sich der König am 2. Juni genötigt, München und Bayern wieder zu räumen und nach Memmingen zu marschieren, worauf Ossa auf Lindau und den Bodensee zurückwich. Herzog Bernhard hat dann am 27. Juli den Lechpaß bei Füssen genommen und den Plan gefaßt bis Innsbruck vorzustoßen; sehnüchtig hoffte der hugenottische Anführer Herzog von Rohan, der im Auftrag Ludwigs XIII. bei den Graubündenern als ihr erwählter General befehligte, auf den Einmarsch des Königs in Graubünden und auf einen mit vereinter Kraft zu unternehmenden Versuch, das seit 1623 von den Spaniern besetzte Veltlin zu befreien. In Memmingen aber erreichte den König, während er mit Rohan in Unterhandlungen stand, die Kunde, daß Wallenstein — der gegen Kursachsen Lockungen und Gewalt gleichzeitig spielen ließ — am 25. Mai das in sehr schlechtem Stand befindliche sächsische Heer zur Aufgabe des aus zwanzig schweren Geschützen beschossenen Prag (S. 88) gezwungen hatte; nur Arnims bewährter Heerführung war es gelungen, in einem damals viel bewunderten Rückzug sein Heer vor Ueberflügelung zu retten und es ohne Verlust eines einzigen Geschützes auf sächsischen Boden zurückzuführen. Durch diese Botschaft ward Gustav bewogen von Memmingen wieder nordwärts zu ziehen und Kursachsen wie einst gegen Tilly, so jetzt gegen Wallenstein zu schützen. Er ernannte am 5. Juni in Memmingen den Herzog Wilhelm von Weimar zu seinem General-Leutnant, der, im Fall der König sterbe, verpflichtet sein sollte, das Heer für die Krone Schweden zu erhalten, und schickte ihn als einstweiligen Stellvertreter nach Sachsen voraus. Der Marsch des Königs ging über Donauwörth nach Nürnberg, wo Gustav am 19. Juni seinen Einzug hielt, vom Volk abermals mit großer Begeisterung begrüßt.

In den Verhandlungen, die Gustav am 19. und 20. Juni persönlich mit dem Rat führte, wies er immer wieder darauf hin, daß es eine feste, bleibende evangelische Organisation gelte, ein *corpus formatum politicum*: wenn die vier die Städtetage „auschreiben“ (S. 97) (d. h. in ihrem Bezirk geschäftsführenden) Städte Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Straßburg und dazu noch Augsburg mit gutem Beispiel des Zusammenschlusses vorangingen, so würden die Fürsten nachfolgen. Um diese Zeit (23. Juni bis 21. Juli) verhandelte der von Gustav nach Dresden vorausgesandte Pfalzgraf von Sulzbach, August, mit Johann Georg über ein festes Zusammenhalten gegen den Kaiser, über die Schweden zu gewährende „Satisfaktion“, die in der Uebertragung der Reichsfürstenschaft für Pommern bestehen sollte, und über die Errichtung des *corpus evangelicorum*, dessen Direktorium entweder Schweden oder, falls die Deutschen ein besonderes Haupt aufwerfen wollten, ein deutscher Fürst übernehmen könne, doch so, daß das *corpus* mit Schweden „auf gewisse Maß und Weise sich näher verbinde.“ Ein Ergebnis erreichte Gustav weder bei Nürnberg, das nur ein *corpus bellicum*, einen Zusammenschluß für den Krieg, nicht aber ein *corpus politicum* (S. 101), eine dauernde politische Organisation, für nötig ansah und sich Bedenkzeit ausbat, noch bei Sachsen. Johann Georg erklärte sich zwar sofort bereit, ohne Wissen Gustavs nicht mehr mit Wallenstein zu verhandeln, sprach sich aber weder über die „Satisfaktion“ noch über das *corpus formatum* weiter aus; seine Räte fragten den Pfalzgrafen verwundert, was denn ein solches *corpus* nach erfolgtem Friedensschluß überhaupt noch solle?

In der Gegend von Nürnberg erfuhr Gustav, daß Wallenstein nach der Säuberung Böhmens von den Sachsen diese als ungefährlich bei Seite gelassen habe und nach Eger gezogen sei, um sich mit Maximilian zu verbinden, der in Regensburg sehnsüchtig nach Hilfe ausschaute. Gustavs Versuch, durch einen Vorstoß auf Weiden in der Oberpfalz sich zwischen Wallenstein und Maximilian zu schieben und diesen zu schlagen, ehe er sich mit dem kaiserlichen Heer verbinden könne, mißlang; in Wilseck angekommen erfuhr der König, daß die Vortruppen beider katholischer Heere ein Weiden schon Fühlung mit einander gewonnen hätten.

Am 26. Juni trafen sich in Eger die beiden, Maximilian und Wallenstein, einst bittere Feinde, jetzt, aus der Noth eine Tugend machend, Verbündete; sie verfügten über 60000 Mann, zwei Drittel Kaiserliche, ein Drittel Bayern. Jetzt erkannte der König, daß es sich für ihn nicht mehr darum handle, Sachsen zu helfen, daß es „vielmehr ihm selbst gelte“; da er aber für den Augenblick mit seinen kaum 20000 Mann den vereinigten Feinden in freiem Felde nicht gewachsen war, so beschloß er, sich auf Nürnberg zurückzuziehen, hier „seine hin und wieder in Deutschland verteilte force zusammenzubringen“ und inzwischen den Gegner in verschanzter Stellung hinzuhalten. Am 29. Juni besichtigte Gustav die Befestigungswerke der alten Reichsstadt und gab selbst an, wo und wie sie zu vergrößern und zu verstärken seien. Der Rat, der Gefahr wohl bewußt, bot alles auf, das Lager so stark als möglich zu machen; in gewaltigem Bogen, von der Begnitz ausgehend und zu ihr zurückkehrend, umspannten die Schanzen die Stadt im Norden und Süden; 300 Kanonen, darunter viele von den in München erbeuteten, wurden in Stellung gebracht. Nürnberg stellte 4800 Söldner zu Fuß, 300 Reiter und 2900—3000 Bürgersoldaten; alle Waffenfähigen zwischen 15 und 24 Jahren wurden aufgeboten; in 24 nach den Buchstaben ABC zc. bezeichnete Fähnlein wurden sie geteilt. Auf deren Bannern las man kühne deutsche Inschriften: „Dies Fähnlein fliegt zu Gottes Ehr, Für's Gewissen, frei' und reine Lehr!“ „Gott und Gustav dienen wir, Für Gottes Sach fliegt mein Panier!“ „Leid, meid und streit eine kleine Zeit; Zag nicht, weich nicht; Gott ist nicht weit!“ „Saul, Saul, was verfolgst Du mich? Laß ab, laß ab und befre Dich!“ Neben den deutschen Inschriften standen lateinische: *Arte et Marte; Exsurgat Deus, dissipentur inimici eius; Ferre atque ferire parati; Salus reipublicae suprema lex esto; Hydra secunda est; acuite mentes.*

Wallenstein und der Kurfürst zogen von Eger über Tirschenreuth und Weiden nach Sulzbach; südlich von dieser Stadt geriet der Oberst Taupadel, den Gustav wegen seiner Tapferkeit hoch schätzte, mit seinen Dragonern und vier Kompagnieen vom Regiment Sperreuter am 6. Juli in einen von den Kroaten gelegten Hinter-

halt und ward selbst gefangen, bald aber wieder ausgewechselt. Die katholische Armada umging über Neumarkt, auf ihre Uebermacht vertrauend, die Stadt Nürnberg, und im Westen dieser Stadt, Gustavs Verbindung mit Württemberg, Ulm und Augsburg mitten durchschneidend, schlugen Wallenstein und Maximilian zu beiden Seiten des Fließchens Bibert, das von links her in die Rednitz fällt, zwischen Zirndorf und Stein ein verschanztes Lager auf, dessen Front nach Norden und Osten gerichtet war. Es zog sich auf einer Hochfläche hin, die sich über 25 Meter über der Thalsohle der Rednitz erhebt und meist steile Ränder hat. Ueber die Hochfläche schiebt sich von Nordwesten her ein bewaldeter Höhenzug, dessen östlichster Ausläufer die „alte Burg“ (Altenburg) oder der „Burgstall“ heißt; er liegt 70 Meter über dem Spiegel der Rednitz, noch 45 Meter über der Hochfläche und fällt nach Norden und Osten steil, nur nach Süden sanft ab. Das Lager zog sich über die heutige Bahnlinie Ansbach-Nürnberg hinweg und hatte einen Umfang von etwa 18 Kilometern; es war, vor allem die alte Burg als höchster Punkt, sehr stark befestigt; vor seiner Ostseite floß „wie ein natürlicher Graben“ die Rednitz; von Norden her war es durch den steilen Abfall der Hochfläche schwer angreifbar. Von den äußersten Stellungen der Schweden war es etwa 3—4 Kilometer entfernt. Wallenstein getraute sich bei der Neuheit seiner Truppen trotz ihrer Ueberzahl nicht, dem König eine Schlacht zu liefern, obwohl Gustav ihm die Möglichkeit bot; er hoffte ihn, so wie die Stellungen waren, auszuhungern und von Nürnberg abzudrängen. So lagen die beiden Heere nun einander fast zwei Monate lang in ihren starken Verschanzungen gegenüber, ohne daß eines von beiden einen ernsthaften Angriff wagte. Natürlich wurde in dieser Zeit die ganze Gegend so ausgefogen, daß schließlich die Feldherren kaum mehr wußten, wie sie ihre Leute verpflegen sollten. Gustav konnte aus Schwaben und Bayern keine Vorräte an sich ziehen; den Kaiserlichen aber ward am 8. August ein großer Proviantzug von tausend Stück Vieh in Frenstادت durch Oberst Taupadel, der hier seine Niederlage heimzahlte, weggenommen und das Städtlein samt allen dort aufgehäuften Lebensmitteln verbrannt. Andererseits ergab sich Georg Scheurl, der noch junge Vogt der nürnbergischen Feste

Richtenau (zwischen Ansbach und Nürnberg), welche in Wallensteins Rücken lag und den Weg sperrte, dem Drängen der Bürger folgend „liederlich“ an die mit einer Belagerung drohenden Kaiserlichen, deren rückwärtige Verbindungen dadurch völlig frei wurden. Bald fielen Menschen und Vieh in beiden Lagern massenhaft; der Geruch der verwesenden Kadaver, die man nicht rasch genug begraben konnte, verpestete bei der herrschenden Hitze die Luft so, daß man den Ausbruch der Pest fürchtete; dazu kam in der sandigen Gegend Wassermangel, der wieder das Wachstum des Grases und die Beschaffung von Futter für die Tiere erschwerte. Im königlichen Heer ließ bei dieser Not die Manneszucht so nach, daß die Soldaten ungescheut alles raubten, was sie an Nahrungsmitteln bekommen konnten; die Deutschen trieben es noch viel schlimmer als die Schweden. Gustav nahm dies so schwer, daß er die Offiziere, Generale und Fürsten zusammen berief und sie ermahnte, sie sollten um Gottes Barmherzigkeit willen in ihr eigen Herz und Gewissen gehen und so Haus halten, wie sie es vor der ehrbaren Welt und demaleinst vor dem gestrengen Richterstuhl Gottes verantworten könnten; sie sollten des Königs Miliz und ihm selbst nicht einen solch bösen Namen machen, daß man öffentlich sage: der König, der unser Freund ist, thut uns mehr Schaden und Ueberlast, wie unsere Feinde. Gustav sprach mit solchem Ernst, daß alle „gleichsam erstarrten und keiner ein Wort mehr sprechen können.“ Bald darauf übergab Gustav einen Korporal, der „etliches Vieh gemauset hatte,“ selbst dem Prososen mit den Worten: „komm her, mein Sohn; es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott mich und die ganze Armee um deiner Unthaten willen strafe.“

Allmählich stießen bis Ende August zum König 4000 Hessen, die Landgraf Wilhelm sandte; Herzog Wilhelm mit 6000 Mann, wozu zuerst drei, bald vier sächsische Regimenter zu Fuß und zwei zu Pferd kamen, so daß der General-Leutnant des Königs zusammen also 11000 Mann heranzuführte; endlich vom Rhein her, von wo die Spanier durch den Prinzen von Dranien, der Mastricht hart bedrängte, abgelenkt waren, Dyensjerna, aus Nördlingen und Oberschwaben Banér und Herzog Bernhard. Diese drei vereinigten ihre Scharen in Windsheim und trafen am 31. August bei Fürth ein: sie zählten zusammen über 20000 Streiter.

Durch diese Verstärkungen wuchs Gustavs Heer, das ziemlich zusammengeschmolzen war, wieder auf etwa 50000 Mann; er konnte nun an einen Angriff denken, und er mußte es thun, weil es völlig unmöglich war, in der vorher schon ausgegessenen Gegend so große Massen von Menschen lange zu ernähren. Eine freilich falsche Mittheilung seiner Rundschafter, nach welcher Wallenstein im Begriff sein sollte abzuweichen, beschleunigte Gustavs Entschluß; er meinte die Widerstandskraft des Feindes gebrochen und hoffte ihn beim Rückzug vollends zu zersprengen. So ging er zwei Tage nach Ankunft Örenstjernas, am 2. September, bei Fürth über die Rednitz und wandte sich gegen die Nordseite des feindlichen Lagers. Als aber seine Truppen am 3. September, mit grünen Zweigen an den Hüten, gegen den Feind anstürmten, fanden sie einen unerwartet zähen Widerstand. Dreimal nahmen sie die alte Burg; aber dreimal wurden sie wieder hinausgeworfen: bei den Geschützen, die Leonhard Torstenson, der Befehlshaber der königlichen Artillerie, hatte den Abhang hinaufschaffen lassen, ist er von den Kaiserlichen gefangen worden. Die Sachsen, die Herzog Wilhelm vorrücken ließ, warfen sich mit einer Tapferkeit, die sie 1870 bei St. Privat wieder zeigen sollten, auf die feindlichen Schanzen und wuschen die Schmach von Breitenfeld (S. 82) mit ihrem Blute rein; aber auch sie vermochten den Feind nicht zu werfen. „Es war, sagt Chemnitz, ein solches Schießen, Donnern und Krachen von Musketen (denn die Stücke [Geschütze] hierunter wenig gebraucht worden), als wenn alles untereinander brechen wollte, und hörte man fort und fort nichts als kontinuierliche Salven, wie denn auf egl. schwedischer Seite allein beinahe ein paar hunderttausend Musketenkugeln verschossen worden. Der ganze Berg war voller Feuer, Dampf und Rauch, also daß man davor die Bäume und den Gipfel des Berges nicht sehen konnte.“ Zwölf Stunden wogte der Kampf hin und her; der König dachte anfänglich ihn am 4. September fortzusetzen, um so mehr als Herzog Bernhard eine westlich von der „alten Burg“ gelegene Höhe erstürmt hatte, von wo er die „alte Burg“ zu zwingen hoffte. Weil es aber bei Nacht stark regnete und der Boden zum Anstürmen zu schlüpfrig wurde, gab Gustav die Absicht weiteren Kampfes auf. Die Angreifer hatten 2000, die Verteidiger über 1000 Mann

an Toten verloren; über die Zahl der Vermundeten und Gefangenen giebt es keine bestimmte Angabe. Der König selbst war seiner Gewohnheit nach mitten im Feuer gewesen; eine Kugel hat ihm ein Stück des Stiefels „am rechten Fuß beim großen Zehen“ weggerissen; Herzog Bernhard verlor ein Pferd unter dem Leibe. Durch die Verluste in der Schlacht und durch den Abgang infolge von Entbehrungen aller Art schmolzen die Heere so zusammen, daß um die Mitte des Septembers Wallenstein und Maximilian noch über höchstens 25000 Mann, Gustav über 18—19000 verfügte.

Die Schlacht bei der alten Burg vom 3. September 1632 ist vielleicht das gewaltigste Infanteriegefecht des 17. Jahrhunderts; denn die Reiterei konnte gar nicht eingreifen, die Artillerie nur wenig, weil der Kampf sich meist im Walde abspielte. Durch die Niederlage ist die Schlagkraft der „Königarmee“ nicht wesentlich beeinträchtigt worden; dazu hatte sie selbst zu tapfer gefochten und war das Vertrauen in den sieghaften Helden an ihrer Spitze zu groß. Aber der Feldzug um Nürnberg war allerdings dadurch entschieden, daß der König nach Wallensteins Bericht an den Kaiser „bei dieser Impresa sich die Hörner gewaltig abgestoßen hatte.“ Von einer Aushungerung Wallensteins konnte nicht die Rede sein; da auch die Gewalt versagt hatte, so blieb dem König nichts übrig als Drenstjerna und eine Besatzung von 4700 Mann unter General Kniphausen zum Schutz Nürnbergs zurückzulassen und am 18. September sein Lager abzubrechen. Trotzig ließ er den Herzog von Friedland noch Tags zuvor zur Schlacht laden: aber Wallenstein rührte sich nicht, selbst als die an seiner Nordseite vorüberziehenden Schweden ihm eherne Grüße ins Lager sandten: sogar ihr Gepäck hat er unbehelligt an sich vorüber gelassen, zum Zeichen, daß er im freien Felde die Königlich-lichen immer noch für überlegen ansah. In Windsheim hat der König am 21. September mit einer pommerischen Gesandtschaft, die um Stundung des Kriegsbeitrags bat (S. 37), verhandelt und mit ihr eine „vertrauliche hochwichtige Sache“ besprochen. Nach einem von Bär im Berliner Archiv gefundenen Blatte scheint der König, da der einseitige Vorbehalt im Vertrag vom 4. September 1630 (S. 36) ihm kein unbestreitbares Recht auf Pommern

(S. 103. 126) gab, den Vorschlag gemacht zu haben, daß Herzog Bogislaw jetzt schon die Regierung niederlege, sich mit einem Jahrgeld zur Ruhe setze und das Land sofort in schwedische Verwaltung übergehe. Zu Windsheim wartete dem König ein „Satrap“ des Tatarchans auf, Muraly Olan Murra mit Namen: sein Bild ist im Theatrum Europaeum zu sehen. Er war aus weiter Ferne bis nach Franken gekommen, um den König im Auftrag seines Herrn zu grüßen, ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen und ihm Hilfe gegen den Kaiser anzubieten. Der König nahm den mongolischen Kriegshelden mit großer Auszeichnung auf, gab ihm zu Ehren kostspielige Festlichkeiten und entließ ihn reich beschenkt; über die eigentlichen Abmachungen aber verlautet nichts. Dagegen hören wir, daß, da die Eidgenossen, mit denen Gustav seit Sommer 1631 verhandelte (S. 73), ihm Werbungen gestattet hatten, jetzt 4—5000 schweizerische Reisläufer zu seinem Heere stießen.

Gustav hatte jetzt zunächst den Plan, durch einen kühnen Angriff auf des Kaisers Erblande die Führung des Krieges wieder an sich zu nehmen, Wallenstein in die Rolle des Verteidigers zu drängen und so aller Welt zu zeigen, daß er nichts weniger als besiegt sei. Die treuen evangelischen Bauern Oberösterreichs, die 1626 ihres Glaubens wegen einen Aufstand gewagt hatten, warteten mit Sehnsucht auf des Königs Ankunft; sie sandten Boten an ihn und erhoben sich aufs neue, als er ihnen Hilfe zusagte. Aber das Unternehmen, „dem Kaiser ein solch Feuer anzuzünden, daß er genug daran zu löschen hätte,“ kam nicht zur Ausführung, obwohl selbst der vorsichtige Örenstjerna dazu riet. Wenn man liest, daß Gustav nur 11000 Mann bei der Hand hatte, so ist man freilich nicht im Unklaren, aus welchen Gründen der König von dem an sich so richtig gedachten Vorstoß gegen das Herz des Feindes abstand. Dagegen beschloß Gustav einen Zug an den Bodensee zu unternehmen, um Oberschwaben gänzlich von den Scharen Ossas zu säubern; Horn hatte im Elsaß große Fortschritte gemacht, Bensfeld, Schlettstadt, Kolmar und Hagenau erobert, und es schien nicht unmöglich, das ganze Land zwischen Bock und Bogen vom Feind zu befreien. Das war um so wichtiger, als Gustav jetzt alles Ernstes an die Gründung

des oft vorgeschlagenen *corpus evangelicorum* herantrat, schon weil er regelmäßige Geldquellen zur Fortführung des Krieges bedurfte. Orenstjerna ward dazu bestimmt mit den vier „oberen“ Kreisen — dem fränkischen, schwäbischen, ober- und kurrheinischen — jenes Bündnis aufzurichten, das nach Gustavs Tod im April 1633 wirklich zu Stande gekommen ist. Gustav wollte den Plan jetzt schrittweise verwirklichen und den Hebel im Süden ansetzen. Waren erst einmal die Evangelischen Süddeutschlands unter schwedischem Direktorium zusammengeschlossen, so würden, das war des Königs sichere Hoffnung, die Norddeutschen von selbst, wohl oder übel, nachfolgen. Die Glieder des Bundes sollten nach des Königs Plan dasselbe Mittel zur Beschaffung der Kriegsausgaben anwenden, durch das 20—30 Jahre später der große Kurfürst seinen *miles perpetuus*, sein stehendes Heer, auf eine feste Grundlage stellte: sie sollten eine Accise, eine Verbrauchssteuer, auf Wein, Del, Fleisch und Brot bewilligen und deren Erträge an die Kriegskasse abführen. Wie Friedrich der Große gegen das Ende seines Lebens, von den unsicheren auswärtigen Verbündeten absehend, sich in Deutschland Verbündete gewann und auf sie seine Politik gründete, so beschloß auch Gustav zu handeln. Durch das Uebelwollen und den Neid Frankreichs, das seine Hilfgelder (S. 47) nicht mehr entrichtete; durch die Selbstsucht der Generalstaaten, die nach Maastrichts (S. 114) im August 1632 erfolgtem Fall mit dem besiegten Spanien zu einem Einvernehmen gelangen wollten; durch Dänemarks Tücke, das nur auf die Gelegenheit zu einem Ueberfall auf das von Mannschaft entblößte Schweden lauerte; durch Englands Halbheit, das auf Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich, des Schwagers König Karls I., drang, aber nichts dafür leisten wollte: durch all das sah sich der König mehr als je darauf angewiesen, seine Wurzeln in den deutschen Boden zu treiben und aus ihm seine Kraft zu saugen. Der Pfalzgraf Friedrich freilich, der seit Frankfurt den König wie sein Schatten begleitete, der von ihm unterhalten und stets als König von Böhmen (S. 95. 109) angeredet ward und nur von ihm etwas erhoffen konnte, verfuhr wie 1864 der Augustenburger Herzog: er marktete mit dem Sieger um den Preis, den er ihm für seine Herstellung zahlen sollte, obwohl er selbst lediglich nichts zu bieten

hatte, und er fand es beschwerlich, daß Gustav — der ihm im allgemeinen sein Land zurückzugeben geneigt war — über die Dauer des Krieges Besatzungen in Mannheim, Taub und Bacharach halten und allein die Truppen befehligen wollte und daß er auch nach dem Krieg eine „feste, unwandelbare Freundschaft“ verlangte. Der Pfalzgraf wollte — wie die Mecklenburger (S. 104) — sich gnädigst vom König retten lassen, aber ihm nichts einräumen, und nachdem er erst vom Tode des Ertrinkens gerettet war, wollte er dem verheerenden Strom doch keinen Damm für die Zukunft entgegensetzen.

Gustav war nach Wallensteins am 22. September erfolgtem Abmarsch aus Windsheim nach Nürnberg zurückgekehrt und hatte das leere Lager des Feindes besichtigt. Jetzt marschierte er, Herzog Bernhard in Franken zurücklassend, südwärts nach Donauwörth. Inzwischen hatte aber der Oberst Mitschke das wichtige Rain (S. 117) feiger Weise den Bayern und den ihnen vom Großherzog von Toskana (S. 114) gesandten florentinischen Söldnern übergeben. Gustav ließ ihn zur Strafe enthaupten; Rain gewann er am 10. Oktober ohne große Mühe zurück.

Hier aber erfuhr er, daß Wallenstein von Nürnberg nach Bamberg gezogen war (dessen immer noch von den Ligisten besetzte Plätze Forchheim und Kronach ihm den Weg frei machen halfen); von da aber sei der Generalissimus nach Koburg weiter marschiert (wo ihn der Oberst Taupadel zurückschlug), und offen lag seiner Absicht zu Tage, den vom König geplanten Stoß gegen Oesterreich, der ihn nach der Donau ziehen sollte, durch einen nicht minder groß gedachten Plan zu parieren. Dieser ging darauf hinaus, die Pässe über den Thüringer Wald rasch einzunehmen und zu sperren, Kursachsen (dessen Heer unter Arnim im September im Verein mit einer schwedischen Abteilung in einem wahrhaft glänzendem Feldzug das ganze evangelische Schlesien samt Breslau befreit hatte) niederzuwerfen, den König von seiner Rückzugslinie nach der Ostsee gänzlich abzuschneiden und Mecklenburg samt der „Ostseekante“ in raschem Anlauf zurückzugewinnen. „Wallenstein“, hat der Militärschriftsteller von Bülow geurteilt, und der Schwede Geijer pflichtet dem bei, „zeigte hier, daß er nicht zu der Klasse der gewöhnlichen Generale gehörte“ — zu

denen nämlich, welche sich die Führung des Kriegslaufes so leicht aus der Hand winden lassen und das Gesetz vom Gegner empfangen. Und in der That, wenn Gustav nicht Sachsen preisgeben und dessen Kurfürsten zum Abfall selbst sozusagen zwingen und bevollmächtigen wollte; wenn er sich die Verbindung mit Schweden nicht wollte abschneiden lassen, so hatte er keine Wahl — er mußte den dringenden Hilferuf des unsichersten Bundesgenossen, den er hatte, mit dem er immer in stiller Nebenbuhlerschaft rang, Folge leisten, solange dieser Bundesgenosse irgend bei ihm, aus welchen Gründen immer, auszuhalten gesonnen war. So gab Gustav wie den Plan des Einfalls nach Oesterreich, so den des Zuges an den Bodensee auf und verzichtete damit wenigstens für jetzt auf die Schaffung der sicheren militärischen Grundlage für das feste Bündnis mit den vier oberen Kreisen. Während Herzog Bernhard von Weimar bei Hildburghausen und Schleusingen die Pässe über den Thüringer Wald deckte, an deren Behauptung jetzt in der That für das evangelische Wesen alles hing, und so den Herzog von Friedland zum Ostabmarsch ins Voigtland nötigte, ließ Gustav ein Heer unter dem Pfalzgrafen Christian (S. 115) gegen Bayern zurück. Maximilian hatte sich in Koburg von Wallenstein getrennt und war mit seinem durch einige kaiserliche Regimenter verstärkten Heer nach München zurückgekehrt. Der König eilte über den Thüringer Wald nach Arnstadt und vereinigte sich hier am 31. Oktober mit Herzog Bernhard, der inzwischen gegen Pappenheim, der von der Weser heranrückte, vorausgezogen war. Bernhard war nicht sehr erfreut, daß ihn Gustav wieder an sich heranzog; voll reichsfürstlichen Stolzes, obwohl so arm wie der Vogel in der Luft, zog er es vor ein selbstständiges Kommando zu führen. In Arnstadt entließ Gustav seinen Reichskanzler Oxenstjerna, damit er sich über Frankfurt nach Ulm begeben und hier als „bevollmächtigter Legat des Königs in Oberdeutschland“ den Konvent mit den vier oberen Kreisen abhalte.

Wallenstein hatte schon Ende August, noch von Nürnberg aus, 6000 Kroaten unter einem der entsetzlichsten Landverwüster jener Zeit, dem dänischen Protestanten Holst, gegen den Südwesten von Sachsen geworfen, um Johann Georg für die Entsendung

der sechs Regimenter nach Nürnberg zu züchtigen. Ende Septembers folgten 10000 Mann unter Gallas nach: jetzt erschien der Generalissimus selbst in Sachsen und besetzte Leipzig; von hier aus gedachte er dem über Erfurt heraneilenden König den Saaleübergang bei Naumburg zu sperren. Bereits war Wallenstein durch Pappenheim namhaft verstärkt, der seit seiner Trennung von Tilly (S. 87. 96) in Westfalen und Niedersachsen — meist mit Erfolg — gekämpft, im August 1632 vergebens die Rettung des belagerten Maastricht (S. 133) gegen den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien versucht und in letzter Zeit Hildesheim erobert hatte. Er war auf Wallensteins Befehl über Langensalza und Merseburg herangekommen und bei Leipzig mit seiner ganzen Macht — 9000 Mann — zu dem Generalissimus gestoßen. In Erfurt nahm Gustav am 8. November von seiner Gemahlin Marie Eleonore zärtlichen Abschied; mit den Worten: „Gott erhalte Dich!“ ließ er sie endlich aus seinen Armen: das einzige Gepäckstück, das er auf das Schlachtfeld von Lützen mit sich nahm, war ein Kästchen mit den Briefen seiner Frau. Bei Rösen überschritt der König die Saale und zwang am 14. November den Trupp Holfischer Kroaten, der Naumburg bewachte, zum Abzug. Als er hier das verzweifelnde Volk am Wege liegen und zu ihm als dem einzigen Retter vor unmenschlicher Drangsal die Hände recken sah, da äußerte er in einer Vorahnung, wie er deren manchmal eine hatte: „ich fürchte, Gott wird mich strafen; diese Leute ehren mich ja wie einen Gott!“

Wallenstein stand jetzt bei Weiskensels, etwas nördlich von Naumburg, und schon hatten die Vortruppen beider Heere miteinander Fühlung; aber noch war keiner der Feldherrn zur Schlacht entschlossen. Gustav, der nach Geier höchstens 12000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter hatte, wollte zunächst den Herzog Georg von Lüneburg (S. 101) erwarten, der Pappenheim gefolgt war und sich nach Torgau gezogen hatte, um dem aus Schlesien herabbefohlenen sächsischen Heer unter Arnim die Hand zu bieten; dann dieses Heer selbst. Inzwischen befahl der König ein verschanztes Lager aufzuwerfen, um nicht vor der Zeit zum Kampf genötigt zu werden; als er erfuhr, daß der General Gallas die Absicht haben sollte sich zwischen ihn und Arnim zu schieben, so

wünschte er selbst, daß Arnim sich gegen diesen General wende und ihn beschäftige, und Herzog Georg nur seine eigenen Leute und diejenigen sächsischen Reiter, die unter Oberst Hoffkirch südlich von Torgau die Elbe bewachten, zu ihm bringe. Wallenstein war denn auch der zunächst ganz zutreffenden Meinung, daß der König vor der Ankunft des Herzogs nichts unternehmen werde; diese Ankunft sowie die Arnims glaubte er aber verhüten zu können. Während er nämlich selbst den direkten Weg von Torgau nach Naumburg über Leipzig verlegte, entsandte er Pappenheim nach Halle, um das dortige feste Schloß, die Moritzburg, zu erobern und so auch diesen Paß zu sperren, und ließ durch zwei Abteilungen Altenburg und Zwickau besetzen: so errichtete er eine förmliche Schranke zwischen der „Kohalarmee“ und den in Torgau versammelten evangelischen Streitkräften. Es wird sogar behauptet, Wallenstein habe geglaubt, daß Gustav, weil er sich hinter Schanzen barg, in diesem Jahre des nahen Winters wegen nichts mehr gegen ihn unternehmen werde, und der Generalissimus habe deshalb Pappenheim von Halle weiter nach Köln ziehen lassen wollen, gegen das, weil es die von Gustav gestellten Bedingungen (§. 105) nicht erfüllt hatte, die Schweden von Koblenz aus (§. 110) einen Angriff vorbereiteten. Nun erfuhr aber der König am 15. November durch einige gefangene Kroaten gerade dies, daß Wallenstein Pappenheim weggeschickt habe; und sofort entschloß er sich, diesen Augenblick, da der Feind geschwächt schien, zu einem wichtigen Schlage zu nutzen: er soll ausgerufen haben: „Gott hat sie in meine Hand gegeben!“

Das kaiserliche Heer hatte sich von Weiskensels näher an Leipzig herangezogen, um sich auf diese Stadt stützen zu können; es hatte das Städtlein Lützen zu seiner Rechten und stand, wie Chemnitz sagt, nördlich „der großen Heerstraße, so von Leipzig ins Reich gehet.“ Sobald Wallenstein durch den Grafen Colloredo, der den Nachtrab führte, das ihm ganz unerwartete Anrücken des Feindes vernahm, ließ er, es war am 15. November Abends, durch eilende Boten Pappenheim aus Halle zurückrufen. Unter gegenseitigem Artillerief Feuer brach die Nacht ein, die beide Teile, um früh am Morgen sofort fertig zu sein, in Schlachordnung verbrachten; der König von Schweden hat den letzten

Schlaf in seinem Wagen gethan. Die Stellungen, welche beide Heere nun am 16. November einnahmen, waren folgende. Wallenstein lehnte seinen rechten Flügel, der aus Reiterei bestand, an Lützen, das er überdies am Morgen anzünden ließ, um den Schweden den Angriff auf dieser Seite zu wehren. Hier, nordöstlich von Lützen, liegt der Galgenberg, der eine Windmühle trug, bei welcher der Generalissimus 14 große Geschütze aufstellen ließ, um die Ebene zu beherrschen. Vor sich hatte er längs der Stirnseite des Heeres die Straße, deren Gräben rasch noch vertieft und mit Musketieren besetzt wurden; hinter der Straße stand eine Batterie von 7 großen Kanonen. Der linke Flügel, auch Reiterei, war in der Flanke gegen Leipzig durch den sog. Floßgraben gedeckt (*fossa, qua ligna defluere solent*, sagt Pufendorf: man flößte auf ihm das Holz von der Elster hinüber in die Saale, von da in die Elbe). Dieser Graben schnitt die nach Nordosten sich ziehende Heerstraße fast senkrecht. Das Fußvolf Wallensteins war — wie das Tillys bei Breitenfeld — in vier großen Vierecken oder „Bataillonen“ aufgestellt und nahm die Mitte ein; bei ihm befanden sich Wallenstein und die Brüder des Großherzogs von Toskana, die aus Bayern (S. 134) nach Sachsen weiter marschiert waren. Das schwedische Heer bildete wie bei Breitenfeld zwei Treffen; auf den Flügeln beider stand auch hier die Reiterei, welche im ersten Treffen nach der bei Breitenfeld bewährten Weise (S. 83) mit Musketierabteilungen untermischt war. Auf dem linken Flügel, Lützen und den kaiserlichen Geschützen auf dem Galgenberge gegenüber, befehligte Herzog Bernhard; den rechten führte der König selbst: denn hier sollte die Entscheidung fallen: Gustav wollte Wallenstein von der großen Heerstraße abdrängen, ihn auf Halle zurückwerfen und die Verbindung mit dem Müneburger und den Sachsen herstellen, wodurch das kaiserliche Heer dann von seiner Rückzugslinie nach Böhmen gänzlich abgeschnitten werden mußte. Was Wallenstein strategisch gegen Gustav im Sinn gehabt hatte (S. 134), das suchte dieser taktisch ihm zu bereiten: ein großartig gedachter Entwurf, dessen Gelingen zu einem der größten Siege hätte führen müssen.

Beide Feldherren versäumten nicht, die Kräfte der Religion zu Hilfe zu nehmen: den Kaiserlichen ward früh am Morgen

die Messe gelesen; den Schweden und ihren (ihnen an Zahl überlegenen) deutschen Verbündeten bliesen die Trompeter das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“; dann sangen alle den 67. Psalm in Luthers Fassung: „Es wolle Gott uns gnädig sein.“ Auch ritten beide Feldherren die Linien ihrer Truppen ab und sprachen ihnen Mut ein: auf der einen Seite erscholl der Ruf: Jesus, Maria! auf der andern, wie das Jahr zuvor: Gott mit uns! Gustav wurde durch einen dichten Nebel, der kaum hundert Schritte weit zu sehen gestattete, bis gegen elf Uhr vom Angriff abgehalten; als die Sonne etwas durchbrach, bestieg er sein Pferd in solcher Eile, daß er nicht einmal sich Zeit nahm zu frühstücken, und rief: „nun wollen wir dran! das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu, hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“

„Wie es eigentlich hergegangen, sagt Chemnitz von der Schlacht, zu beschreiben fällt auch denjenigen unmöglich, so dabei gewesen; allbiweil der fast übernatürliche Nebel so groß gewesen, daß kein Regiment von sich selbst, zu geschweigen von andern, berichten können.“ So viel ist indessen sicher, daß Wallensteins Umsicht in glänzendem Lichte erstrahlt; die von ihm gewählte Stellung erschwerte es den Schweden außerordentlich den Sieg zu erfechten. Aber ebenso sicher ist, daß ihre Tapferkeit über alles Lob erhaben war: ihr Fußvolk drang in der Mitte über den der Südseite der Heerstraße entlang laufenden Straßengraben, und wenn die Reiterei es nicht längere Zeit unmöglich gefunden hätte über den breiten Graben zu setzen, so würde der Sieg vielleicht im ersten unaufhaltsamen Anlauf errungen worden sein; zwei von den vier „Bataillonen“ des kaiserlichen Fußvolks wurden durchbrochen. Aber schließlich versagte dem nicht rechtzeitig unterstützten Fußvolk die Kraft — ähnlich wie dem preussischen bei Rolin und Runersdorf —: es ward hinter die Straße zurückgeworfen, wobei es vorkam, daß verwundete schwedische Soldaten aus Wut die Pferde der über sie wegsetzenden feindlichen Reiter in den Leib stachen und dafür selbst vollends niedergemacht wurden. Die Schlacht wogte so wild hin und her, daß es heißt, die Schweden hätten die Geschütze Wallensteins dreimal erobert und dreimal wieder verloren. In diesem Wirrwarr ist Gustav zwischen 1 und 2 Uhr unter Umständen,

die im Einzelnen nicht sicher festzustellen sind, in feindliche Reiterei hineingeraten und zuerst durch einen Schuß in den linken Arm schwer verwundet, dann durch zwei weitere Schüsse in den Rücken und den Kopf getötet worden. Nach der (1776 gedruckten) Erzählung seines neben ihm tödlich verwundeten Edelknaben Leubling, eines Nürnberger Patriziersohnes, hätte der König sich den Feinden zu erkennen gegeben, wäre aber gerade daraufhin erschossen worden. Daß der an Gustavs Seite reitende Herzog Franz Albert von Lauenburg (S. 113) ihn, den Arglosen, mit tödlichem Verrat — wie Hagen den Siegfried — durch einen Schuß getötet habe, ist zwar bis auf den heutigen Tag der Glaube des schwedischen Volks, und unter dem Druck des nationalen Vorurteils hat es sogar ein Geschichtschreiber wie Pufendorf als wahrscheinlich angesehen; der sehr wohl unterrichtete Bogislaw Chemnitz aber lehnt jede derartige Aussage mit den Worten ab, er lasse das in Gottes geheime Gerichte gestellt sein. Man hat nicht nötig einen deutschen Fürsten so schwerer Missethat zu beschuldigen; Gustav hat sich stets so der Gefahr ausgesetzt, daß er in seinem Leben — wie (S. 33) erwähnt — nicht weniger als dreizehnmal verwundet worden ist, und der ganze bedenkliche Verlauf des Gefechtes läßt es begreiflich erscheinen, daß er sich selbst wieder als Einsatz daran gab. Verhängnisvoll mag ihm auch seine Kurzsichtigkeit geworden sein, die — neben seiner Kühnheit — ihn unter die Feinde geraten ließ, und endlich der Umstand, daß er, weil von früher her eine Kugel unausgezogen in seiner Schulter steckte, der sonst entstehenden Schmerzen wegen keinen Panzer, sondern nur ein Lederkoller trug.

Das blutbespritzte, durch die Reihen jagende, reiterlose Pferd des Königs kündete seinen Soldaten, was geschehen war. Unter der Anführung des Herzogs Bernhard, an den — da sein Bruder Wilhelm, der General-Leutnant, krank in Weimar lag — der Oberbefehl jetzt überging, stürzten die Schweden aufs neue auf den Feind; hier ist auch Pappenheim, der jetzt von Halle mit seinen acht Reiter-Regimentern in Eile dahersprengend auf dem linken Flügel erschien und die Schlacht herstellte, durch eine Drahtkugel der Oberschenkel zerschmettert worden, sodaß er nach Leipzig aufs Schloß gebracht werden mußte und hier morgens 3 Uhr starb. Im gleichen Jahre mit Gustav geboren, gleich verwegen

im Kampf, ist der Hektor der Katholischen in der gleichen Stunde mit dem protestantischen Achilleus gefallen. Die Nacht brach ein, ohne daß von einem der beiden Teile ein Sieg erstritten war; die Heere blieben in ihrer Stellung, und wenn Gustav dem Feinde den Weg über Marfranstädt nach Leipzig hatte abschneiden wollen, so war dieses Ziel nicht erreicht. Wie man die Zahl der Streiter auf beiden Seiten nicht sicher angeben kann, so auch nicht die Höhe der Verluste; aber sicher ist, daß edles Blut in Strömen geflossen war und kaum eine Schlacht mit mehr Aufgebot von Kraft und Todesmut durchgefochten worden ist. Taktisch unbesiegt, ist Wallenstein strategisch doch unterlegen: er war jetzt nicht mehr stark genug, Sachsen zu behaupten; indem er nach Böhmen zurückwich, gab er die hochfliegenden Entwürfe auf, die ihn, wie wir sahen (S. 134), von Nürnberg nach Leipzig geführt hatten; er stand zu Anfang des Jahres 1633 ungefähr da, wo er das Jahr zuvor auch gestanden hatte.

Schlusswort.

Wir sind zu Ende. In einem Alter von nicht ganz 38 Jahren war der „Held aus Norden“ durch einen jähen Kriegertod aus dem Leben abberufen worden, und so jung er schied — es haben doch sich Stimmen erhoben, nach denen er für seinen Ruhm zu spät gestorben sein soll. Der Strahlenglanz, der das Haupt des Beschirmers der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion umgab, sei in raschem Erbleichen gewesen, als die Kugeln der wallensteinischen Kürassiere den König niederstreckten; mehr und mehr sei die nackte Selbstsucht des Schweden hervorgetreten, der nach dem Besitz der deutschen Ostseeküste und nach Gewinnung einer mächtigen Vasallenschaft in Deutschland getrachtet habe, und dies habe die Zuneigung der Deutschen zu Gustav ins Gegenteil verkehren müssen. Es ist gewiß, daß die damaligen Deutschen protestantischer Religion nicht so empfanden, und selbst bis in

die katholischen Kreise hinein reichte die Bewunderung des Helden, der, je tiefer er ins Reich eindrang, desto mehr — aus kluger Berechnung wie aus persönlicher Hochherzigkeit — erkennen ließ, daß er den katholischen Glauben irgendwie anzutasten nicht gekommen sei; von dem der Kardinal Caraffa gesagt hat: „einen Mann seines Gleichen hat Schweden nicht, hat Europa nur wenige hervorgebracht;“ und so mag man zweifeln, ob Urban VIII., als er auf die Nachricht vom Tode Gustavs in der „Kirche der allerheiligsten Jungfrau Maria dell' Anima der deutschen Nation“ ein Mesopfer darbrachte, dies wirklich mit der „großen Freude“ gethan hat, welche empfunden zu haben er dem Kaiser versicherte. Bis zu den Griechen hinab reichte die Bewunderung des Königs; ein Grieche Romanus, Sohn des Nitephorus, hat, nach einer bei Geijer mitgetheilten Notiz, einen Plan zur Erlösung seines Volkes vom Türkenjoch (vgl. dazu Gustavs Worte S. 104) durch Gustav ausgearbeitet, der freilich durch des Königs Tod gegenstandslos ward. Nur die Franzosen frohlockten in der Stille, daß der Mann beseitigt war, der aus einem Bundesgenossen ihnen allmählich ein Gegner geworden war und ihren Plänen auf das Elsaß so sehr im Wege stand (S. 107. 111). Solange Gustav lebte, stand ihr Weizen mager auf dem Halme: jetzt begann er zu blühen.

Vom deutschen Standpunkte wird es ja immer bedauerlich sein, wenn irgend ein auswärtiger Herrscher Anlaß erhält, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, und daß Schweden schließlich, indem Orenstjerna mit bewundernswerter Umsicht und Zähigkeit das Werk seines königlichen Herrn aufnahm, sich im westfälischen Frieden 1648 der Mündungslande der Oder, Elbe und Weser bemächtigte, war gewiß einer der empfindlichsten Schläge, die je der Ehre und Macht Deutschlands zugefügt worden sind. Aber wenn man dies auch durchaus zugiebt, so ist doch daran festzuhalten, daß erstlich die Schuld daran, daß ein solches Unglück eintreten konnte, vor allem den Kaiser Ferdinand II. trifft, der durch seine kurzsichtige und engherzige, einseitig legitimistische Restaurationspolitik, wie sie im Restitutionsedikt gipfelte, den deutschen, und mit ihm den gesamten, Protestantismus mit Vernichtung bedrohte und also zu den äußersten Mitteln der

Abwehr drängte. Damit ist aber auch zweitens gesagt, daß der 1648 gezahlte — überdies 1720 und 1815 von uns zurückgenommene — Preis nicht zu hoch war für das Erreichte. Das werden allerdings die bestreiten, welche den Protestantismus als das böse Prinzip, als den Born aller Revolution verabscheuen; denen aber wird es unzweifelhaft erscheinen, welche wissen, daß das im Protestantismus verkörperte Prinzip der Geistesfreiheit die vornehmste Grundlage der modernen Welt und der tiefste Ausdruck der deutschen Volksseele ist — so sehr, daß auch die katholischen Deutschen daran ihren Teil haben und den eigentlichen Kömlingen, wo sie unter sich sind, wohl samt den Evangelischen als im Grund lutherani gelten.

Ranke hat freilich einmal gesagt, daß eigentlich der Kardinal Richelieu derjenige sei, der den deutschen Protestantismus durch seine Politik gerettet habe. Gewiß hat der große französische Staatsmann zu diesem Ziele mitgewirkt, und nicht ohne Grund nannten ihn römisch und nur römisch gefinnte Franzosen grollend den *cardinalis haereticus*, den kezerischen Kardinal (S. 105). Aber diplomatische Schachzüge allein geboten den siegreichen Waffen Ferdinands II. nicht Halt; dazu gehörte ein Held des Schwertes, der zugleich staatsmännisch groß veranlagt war, und das war Gustav Adolf. Er ist und bleibt der Retter der Evangelischen Deutschlands, der für sie sogar sein Leben dahin gegeben hat. Leicht erscheint er uns heute als ein unserem Volke schlechthin Fremder; aber das keusche nationale Empfinden, das wir Gott sei Dank seit 1870 besitzen, irrt uns doch, wenn wir es auf das 17. Jahrhundert übertragen. Gustav, dessen Mutter eine holsteinische Fürstin, dessen Gemahlin eine brandenburgische Markgräfin war, der das Deutsche wie seine Muttersprache redete, war uns persönlich nicht fremd, und er war es nicht in einem allgemeineren Sinne, insofern damals ein großer und enger Kulturzusammenhang das protestantische Skandinavien mit dem protestantischen Deutschland verknüpfte; ein Zusammenhang, der schwedische Studenten, darunter Gustavs natürlichen Sohn (S. 33) nach Wittenberg führte, dessen sich noch Alopstoc und Schiller in bekannten Momenten ihres Lebens erfreuen durften, und der selbst heute, trotz widriger politischer Gegensätze, noch nicht ganz

zerrissen ist. Und wenn wir erwägen, daß unser heutiges Reich nicht denkbar ist ohne den Protestantismus und die Freiheit des Gewissens, so werden wir mit dem Urtheil nicht zögern, daß der heldenhafte König aus Norden, der uns vor spanisch-habsburgischer Verknechtung bewahrt hat, auch zu den Männern gehört, welche die Grundlagen des neuen Deutschland von lange her gelegt haben.

Inhalt.

	Seite
I. Die Gründe des Krieges	1—12
II. Die Vorbereitungen zum Kriege	12—31
III. Gustavs Persönlichkeit. Eroberung Pommerns. Leipziger Konvent. Fall Magdeburgs	31—64
IV. Lager zu Werben. Bündnisse Gustavs mit Hessen und Sachsen. Schlacht bei Breitenfeld	65—85
V. Gustav in Franken und am Rhein. Verhandlungen in Mainz und Frankfurt. Pläne des Königs	85—111
VI. Main. Nürnberg. Lützen	111—141
Schlußwort	141—144

DL Egelhaaf, Gottlob, 1848-
713 Gustav Adolf in Deutschland, 1630-1632. Von dr. Gottlob
E35 Egelhaaf ... Halle, Verein für reformationsgeschichte, 1901.

3 p. l., 144 p. 224^{cm}. (On cover: Schriften des Vereins für reforma-
tionsgeschichte. 18. Jahrg., 3. stück, nr. 68.)

I. Gustaf II Adolf, king of Sweden, 1594-1632. I. Title. II. Series:
Verein für reformationsgeschichte. Schriften, Nr. 68.

Title from Union Theol.
Library of Congress

Sem.
[BR300.V5 no. 68] CCSC/ej

A384

Eobben erschien:

Beiträge
zur
Reformationsgeschichte

aus Büchern und Handschriften

der

Zwickauer Ratschulbibliothek.

Von

Lic. Dr. Otto Clemen

Gymnasialoberlehrer in Zwickau.

Erstes Heft.

Pasquillus exul.

Heinrich Stromer an Ulrich von Hutten, Leipzig, 22. Sept. 1519.

Bemerkung zu der Flugschrift: Eine Warnung an den Vock Emser.

Zu Luthers Predigt Inuokabit (9. März) 1522.

Verse auf Luthers Bild.

Zu Jacobus Praepositus.

Die ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens.

Johannes Schwan aus Marburg, Franziskaner zu Basel, Buch-
drucker und Bürger zu Straßburg.

Severinus Hypsilithus.

Zur Relegation des Simon Lemnius.

Antonius Musa.

==== Preis Mk. 2,40. ====

C. A. Schwetschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Berlin W 35.